Wiener Stadt-Bibliothek.
T 8108/12 A

2635

A III 3/6

Habsburg.

Ein Denkbuch für Oesterreichs Völker ꝛc.

von

Carl Loritza.

Zweiter Band.

Wohlfeile Volksausgabe.

2635

A II

Habsburg!

Zweiter Band.

Habsburg.

Ein
Denkbuch für Oestreichs Völker.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben der Fürsten des Hauses Habsburg und Habsburg-Lothringen, von Kaiser Rudolph dem Habsburger bis zum Tode Kaiser Franz II.

Aus Chroniken, Geschichtswerken, Biographien, historischen Zeitschriften ꝛc. gesammelt und meist mit Angabe der Quellen nach der Zeitfolge geordnet, herausgegeben

von

Karl Loritza.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Volksausgabe.

Wien, 1848.
Josef Stöckholzer von Hirschfeld.

WIENER-STADTBIBLIOTHEK

Kaiser Karl V.,

König von Spanien ꝛc., geboren den 25. Februar 1500 † 1558.

Als Kaiser **Carl V.** friedlich durch Frankreich zog, (1544) ließ ihm der König von Frankreich auf einem Schloß ein herrliches Fest geben und eine schöne adelige Jungfrau heimlich in seine Kammer führen.

Als sich nun **Carl** zur Ruhe begeben wollte und diese Jungfrau gewahr wurde, forderte er seine Räthe und ließ die Jungfrau verhören: woher sie wäre? was für Eltern sie hätte? und aus welcher Ursache sie in die Kammer gekommen wäre? Als sie nun mit Zittern und Scham Alles bekannte, und aussagte, sie wäre vom Könige dazu gezwungen, wider ihren und ihrer Eltern Willen, so begabte er diese Jungfrau ehrlich, gab ihr Reiter und Diener zu, die sie begleiten mußten, und schickte sie unverletzt ihren Eltern wieder heim, mit dem Bemerken, er wäre nicht der Art, daß er Anderer Kinder und Weiber verunehren sollte, vielmehr wolle er sie bei Zucht und Ehren erhalten helfen.

*

Als Kaiser **Carl V.** einstens mit seinem Hofhalt gegen Insbruck vorrückte, kam dahin auch Dr. Johann Faust, der durch seine Kunst vielen Freiherren, Edlen und Grafen geholfen von ihren schmerzhaften und bösen Krankheiten und ihnen durch seine schwarze Kunst viel Abentheuer gezeigt hatte. Da nun der Kaiser seiner beim Essen gewahr wurde, und fragte, wer er wäre und was für Künste er könnte, forderte er ihn nach dem Essen zu sich und begehrte von ihm, er solle ihm den großen Macedonier Alexander den Großen und seine Gemalin, ganz in der Form, Gestalt und den Geberden, die sie im Leben gehabt hatten, erscheinen lassen. Faust erwiederte, er wolle die Bitte des Kaisers, so viel als er durch Hilfe seines Geistes vermöchte, befriedigen, und bemerkte, daß die Leiber der Verlangten nicht aufständen und auf diesmal aus der Erde hervorkämen, aber die uralten Geister, die Alexander den Großen und seine Gemalin gesehen hätten, die könnten sich in ihre Form und Gestalt verwandeln, dadurch wollte er beide Personen wahrhaftig Ihrer Majestät sehen lassen und zwar in derselben Gestalt wie sie gelebt hatten. Aber der Kaiser müsse ihm versprechen, mit ihnen nichts sprechen zu

wollen, besehen könne er sie stillschweigend mit aller Genauigkeit.

Darauf ging Faust aus dem Gemache des Kaisers, um sich mit seinem Geiste hievon zu unterreden, und als sie über die Sache eins geworden waren, ging er wieder zum Kaiser, ließ aber die Thüre offen. Alsobald trat nach ihm Alexander der Große, wie er im Leben ausgesehen, ein. Ein untersetztes, dickes Männlein, mit rothem oder ähnlich gefärbtem, dickem Barte, rothen Backen, ernster Miene und Basiliskenaugen. Er hatte einen prächtigen Harnisch an, trat zum Kaiser und bückte sich vor ihm mit tiefster Referenz. Der Kaiser wollte aufstehen und ihm die Hand darreichen, aber Faust winkte ihm zu, dieses nicht zu thun. Darauf neigte sich Alexander und ging zur Thüre hinaus.

Bald darauf trat seine Gemalin in einem blauen Sammtrocke, mit Gold und Perlen geziert, ein. Sie war sehr schön, sah aus wie Milch und Blut und hatte ein volles Angesicht. Wie **Carl** sie nun lange betrachtet hatte, fiel ihm ein, daß er gelesen und gehört hätte, sie solle im Nacken eine große Warze gehabt haben. Er stand also von seinem Stuhle auf, ging zu ihr, um sie zu besichtigen, ob er dieses Wahr-

zeichen an ihr finden und also erkennen könnte, ob sich der Geist wirklich in Beider Gestalten verwandelt hätte, und er nicht betrogen worden wäre. Die Gemalin Alexanders stand stille, bückte den Kopf und Hals, damit er die Warze sehen und erkennen könne. Hierauf neigte sie sich vor ihm, ging zur Thüre hinaus und verschwand.

Also erfüllte Faust des Kaisers Bitte, trieb sonst noch viel lächerliche Streiche, und reich belohnt zog er von dannen.

(Historie Dr. Fausti, III. Thl. Fol. 133 — 35.)

*

Als die Spanier den Kaiser baten, er solle die Deutschen von seinem Hofe thun, da sie sich mit ihnen nicht vertragen könnten, sagte er es ihnen zu, und bestimmte einen Tag, wann es geschehen solle; als der Tag kam und die Spanier froh waren, hieß **Carl** alle Deutsche sich an einem Orte zu versammeln, redete sie freundlich an und sagte: „Liebe Landsleute, meine Spanier haben mich gebeten, alle Deutschen von meinem Hofe zu entfernen, weil ich aber auch ein Deutscher bin, so folget mir nach, wir wollen ihnen weichen und Platz machen." — Er bestieg also sein Pferd, ritt vor, und die Deutschen folgten mit großem Freu-

dengeschrei nach. Da erst sahen die Spanier das Thörichte ihrer Bitte ein, fielen dem Pferde des Kaisers in den Zaum und Sr. Majestät zu Füßen, baten um Verzeihung und versprachen, daß sie sich in Zukunft recht wohl mit den Deutschen vertragen wollten. —

*

Wenn Kaiser **Carl** den Harnisch anzog, da zitterte er am ganzen Leibe, ward blaß und sah aus, als wenn er sich fürchtete, hatte er aber den Harnisch an und saß auf dem Pferde, so war er muthiger als ein Löwe. Er fürchtete keine Gefahr, war kühn und tapfer. Als der Markgraf Vastius ihn vor Tunis warnte, sich nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen, damit er nicht durch das Geschütz beschädiget werde, und dadurch sein Heer nicht in Noth und Verwirrung bringe, so antwortete er muthig: „Ach, mein Vasti, laß deine unnütze Furcht und Sorge fahren, es ist noch kein römischer Kaiser erschossen worden und ich werde auch nicht der Erste sein."

*

Anno 1547 ist Kaiser **Carl** V. in dieses Land gekommen und es war beschlossen, ich weiß nicht aus was für einer Ursache, das Städtlein Mügeln sollte bei des Kaisers Aufbruch von Leißnig (allwo den

22. April das Hauptquartier war) rein ausgeplündert und dann abgebrannt werden, das aber wußte Niemand als die Obersten, deren einer davon bei einem rechtlichen Bürger im Quartiere lag. Dieser ersieht daselbst von ungefähr das Bildniß Petri Apiani *) sonst Bienewitz oder Bennewitz genannt, welcher damals ein vortrefflicher, berühmter und wohlgelehrter Mann war, den der Kaiser geadelt und mit vielen Privilegien begabt hatte, und der mit Generälen und andern vornehmen Officieren gar bekannt war. Da nun der Oberste das Bildniß erblickte, fragte er den Wirth, „wie er dazu komme, und was er damit mache?" Spricht der Wirth: „Es ist meines Bruders Bild." Fragt: „Wie, ist Apianus aus dieser Stadt gebürtig?" Sagt der Bürger: „Ja, in diesem Hause, und in dieser Stube ist er geboren." Spricht der Oberste: „Das

*) Er war 1495 geboren, schlug viele Vokationen aus und blieb in Ingolstadt Professor. Kaiser Karl unterredete sich oft mit ihm, beschenkte ihn reichlich und erhob ihn und seine Brüder in den Adelsstand. Er starb 1552 und war ein vortrefflicher Geograph und Astronom wie seine Schriften beweisen. (Albini Meißner, Chronik S. 850. Vossii L. d. Scient. Mathem. p. 36.)

soll euch zu Statten kommen, und berichtet Alles alsobald kaiserlicher Majestät. Als dieses der Kaiser vernommen, hat er es sich in Gnaden gefallen lassen und gesprochen: es sollte ihm nicht lieb sein, daß er den berühmten Apianum also betrüben und sein Vaterland hätte in Unglück setzen sollen, hat auch bei Leibesstrafe ausrufen lassen und befohlen, daß kein Soldat einem Menschen etwas thun oder nehmen sollte." So hat dieses stumme Bildniß für das Städtlein gesprochen und dasselbe gerettet.

(Chronik d. Städtl. Mügeln.)

*

Als man Kaiser **Carl V.** sagte, er sei nicht schuldig, Luthern, als einem erklärten Ketzer, das sichere Geleite zu halten, gab er die merkwürdige Antwort: „Wenn Glauben und Treue aus der ganzen Welt soll vertrieben werden und flüchtig sein, so will ich dieselbe beherbergen." —

*

Kaiser **Carl V.** fragte einmal den berühmten Michael Angelo Buonarotti, was er von dem deutschen Maler Albrecht Dürer halte? „Wenn ich nicht Michael Angelo wäre, war die Antwort,

so wollte ich lieber Albrecht Dürer, als **Carl V.** sein!" —

*

So wie **Max I.** Kunz von der Rosen, Lazarus Belli u. A., sind auch von **Carl V.** mehrere Hofnarren bekannt: Zapata, der den Kaiser oft auf die tüchtigste Weise seines ausständigen Gehaltes erinnerte; Pape Theun, der durch mehrere Tage mit Hunger bestraft, alle heimlichen Gemächer der Burg fest vernagelte. Gar zu grob sich geberdend, ward er bei Lebensstrafe verbannt. Da er aber das langweilige Leben in Lüttich nicht aushalten konnte, miethete er einen Karren, den er mit Erde voll schüttete und fuhr immerfort wieder nach Brüssel, wo ihn augenblicklich ein großer Jubel der Gassenjungen und des Pöbels bewillkommte. Der durch den Lärm ans Fenster gezogene Kaiser fragte ihn, ob ihm sein Hals gar nicht mehr lieb sei, daß er wage, den Bann zu übertreten? worauf der Narr: „Ich werde mich wohl hüten in Eure Länder zu kommen. Aber hier liege ich auf Grund und Boden von Lüttich," welcher Schwank dem Kaiser so wohl gefiel, daß der Narr Gnade erhielt.

*

Carl V. pflegte zu sagen: die Deutschen scheinen nicht klug und sind es auch nicht; die Spanier scheinen klug und sind Narren; die Franzosen scheinen närrisch und sind klug; die Italiener scheinen klug und sind es auch." —

*

Carl V. soll oft gesagt haben: sein Kriegsheer müßte haben ein italienisches Haupt, spanische Schultern, französische Beine und deutsche Brust und Herzen — das übrige möge man von andern Nationen nehmen. —

Dann: „So viele Sprachen einer versteht, für so viele Männer steht er auch." — Eben so ist von ihm folgende Aeußerung bekannt: „daß er in allen seinen anderen Königreichen über leibeigene Leute, in Deutschland über freie Könige herrsche." —

*

Als Kaiser **Carl V.** hörte, daß man ihn öffentlich sehr gerühmt hatte, wendete er sich zu den Umstehenden mit den Worten: „Diese Lobeserhebungen sind keineswegs Erklärungen, „was ich bin," sondern Ermahnungen, „was ich sein soll."

*

Unter den Belgiern soll zuerst Wilhelm Beuckelius, allgemein der Fischer genannt, Häringe zu essen und in Tonnen aufzubewahren, erfunden haben. Er starb im Jahre 1347.

Diese Erfindung schätzte **Carl V.** so hoch, daß er mit seiner Schwester Marie, der Königin von Ungarn, zu dem Grabe des Beuckelius ging und dort laut des Gedächtniß dieses Mannes ehrte, der ein so großer Wohlthäter für die ganze Nachkommenschaft geworden ist.

*

Als nach seiner Reichsabdankung Kaiser **Carl V.** im Kloster sich zu beschäftigen suchte, liebte er vorzüglich Spieluhren und Automate. Nach der Mittagsmahlzeit ergötzte er die Mönche mit Puppen, die turnierend auf einander losgingen, die Lanzen einlegten, trompeteten ꝛc., ließ hölzerne Sperlinge auffliegen und dergleichen mehr. Besonders merkwürdig ist aber eine kleine, eiserne, von selbst gehende Mühle, die so subtil war, daß ein Mönch dieselbe leicht in seine Aermel verstecken konnte, und die doch täglich so viel Getreide zermahlte, als acht Menschen an einem Tage brauchten.

*

Gar traurig war die Lage Donauwörds und des dortigen Klosters zum heiligen Kreuz, als im September 1546 das zweideutige Betragen der Stadt sowohl die schmalkaldischen Bundestruppen, als auch das Heer des Kaisers in ihre Nähe gezogen hatte.

Schon hörte man den Donner der Kanonen hervor rollen, **Carl** hatte sich von Regensburg nach Ingolstadt gezogen und suchte sich da zu verschanzen. Während der Krankheit wurde sein schwaches Lager von den schmalkaldischen Verbündeten auf das heftigste beschossen, ohne daß jedoch des Kaisers Vorhaben und Muth im mindesten erschüttert oder gehindert werden konnte. Von Westen, Süden und Norden her kündeten sich allenthalben zahlreiche Züge bewaffneter Scharen an, um entweder als freundliche sich mit einander zu vereinen, oder als feindliche jeden wichtig scheinenden Posten wegzunehmen, oder auch nur zu brandschatzen, zu plündern und zu verheeren. So trafen von Zeit zu Zeit hier verschiedene neue Haufen ein, und zogen wieder ab, besonders von denen, womit der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen den Niederländern zu Wemding und in dessen Nähe auflauern ließ, um ihnen den Weg nach Ingolstadt zu versper-

ren. Doch diese, durch Franken marschirend, gelangten glücklich daselbst an, für Wörd gar bald zu einer neuen entscheidenden Scene.

„Imperio, imperio! — für das Reich, für das Reich!" erschallt es auf einmal (in der Nacht zwischen 2 und 3 Uhr, den 9. Oktober) von tausend Zungen spanischer und wälscher Krieger. Zugleich steht schon der Thurm des äußern Berger-Thores in Flammen. Eiligst sammelt sich die Besatzung zur Wehre und das Gefecht beginnt, allein zu leicht hatten die Kaiserlichen auf Sturmleitern die Wälle und Mauern überstiegen, zu stark, als daß ihnen zu widerstehen möglich war; 4000 an der Zahl drängen sich vorwärts durch das gesprengte Thor. Im Dunkeln kämpfend, suchten sich die Bundestruppen die langen Straßen der Stadt hindurch und über die Donaubrücke zu retten. Manche von ihnen fielen, mehrere wurden verwundet, ungefähr 80 für jetzt noch versteckt oder doch zu rasch überfallen, gefangen. Aber auch die Kaiserlichen zählten, vorzüglich unter den Spaniern, einige 40 Blessirte und Todte. Die Bürgerschaft zitterte hiebei vor Gefahr und Schrecken. Den Bürgermeistern Paul Mair, Johann Bucher, selbst auch dem katholischen Kaspar Mauser, entschwand der Muth so sehr, daß sie (der

erstere sogar mit den Schlüsseln der Stadt) die Flucht ergriffen und Mardingen zueilten.

Doch bald besannen sie sich eines andern, kehrten um und warteten nun mit Aengsten auf die Ankunft des Kaisers. Er kam, lagerte auf dem Schellenberge, und nahm, umgeben von Alexander à Vitellis und Octavian Farnese (von denen die Spanier und Italiener, so wie die Deutschen von Schaumburg geführt wurden) umgeben ferner vom Herzog v. Alba und vielen andern seiner ausgezeichnetsten Generäle, die Schlüssel der Thore aus den Händen der genannten Bürgermeister, und ihres Stadtschreibers Jörg Tedtenrieder höchst gnädig an, gab sie aber sogleich wieder zurück. Er bezeugte seine volle Zufriedenheit mit den Geschenken, insonderheit bewunderte er die außerordentliche Größe und das Alter eines unter diesen Verehrungen befindlichen Donaukarpfen. In einer seiner Floßen war ein silberner Ring eingewachsen, mit der Unterschrift: **Fridericus II.**, dem Namen dieses damals schon 300 Jahre todten Kaisers und besondern Liebhabers der Fische.

Eben wollte **Carl** ihn näher beschauen, als der mächtige Fisch plötzlich einen solchen Schlag that, daß er seinem ganz neuen Behälter den Boden ausstieß. Lä-

chelnd und mit ruhiger Zuversicht, wie er pflegte, wendete sich **Carl** zu seinem Heerfürsten, sprechend: — „So recht! — So muß auch dem schmalkaldischen Bunde der Boden ausgestoßen werden."

(Aus der Chronik des Klosters zum heil. Kreuz in Donauwörd, von dessen letztem Abt, Cölestin Königsdorfer.)

*

Während (1528) **Don Fernando Gonzaga** vergeblich bis vor die Thore von Arles streifte, im Wahne, den König Franz und seinen Connetable Annas v. Montmorency zur Schlacht zu reizen, recognoscirte der Kaiser Marseille bis hart an den Hauptwall, und an eines der Statthore. Eine feindliche Streifpartie fiel heraus. Ihn geleiteten nur der Herr v. Andelot und der Hauptmann Milort. Ohne sich eine Sekunde zu bedenken, sprengte er sie mit verhängtem Zügel an, sie floh, und **Carl** und seine Zwei nahmen noch drei Feinde gefangen.

*

Der belgische geheime Rath Hannart hatte des Kaisers Willen selbst gegen seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, unerschrocken durchgesetzt, und war darüber hart verklagt worden. In seinem Rechtfertigungsschreiben an **Carl** (Mecheln den 22. Oktober 1524) bezog er sich auf eine ähnliche Aeußerung des Monarchen: „Bei meiner Abschieds-Audienz hat es Euer Ma-

jestät beliebt, mich mit den Worten zu entlassen: „Es sei nicht Eure Gewohnheit, diejenigen, die Ihr in Euren Diensten hinausschickt, zu vergessen, oder übel behandeln zu lassen."

*

Carls Briefwechsel mit den Seinigen war vielmehr der eines Bruders oder väterlichen Freundes, ohne der Majestät dessen etwas zu vergeben, in dessen Reichen die Sonne niemals unterging. Des Kaisers Sieg bei Pavia an seinem 27. Geburtstage (25. Febr. 1525), welchem zur unübertroffenen Glorie nichts anders fehlte, als daß **Carl** des Nebenbuhlers Degen nicht zur eigenen Hand empfing, machte den Kardinal-Legaten, Erzbischof v. York, Thomas Wolsey und seinen Herrn anfangs völlig verwirrt. Erst gaben Heinrich und seine Minister sich die Miene, hoch erfreut zu sein über das Glück des Verwandten und Bundesgenossen. „Nun könne **Carl** wahrhaft (**non pas en papier ou par escript, mais reallement**) Kaiser und Weltherrscher sein," sprach Wolsey zum Präsidenten Lauwerens. „Er dürfe dazu nichts weiteres thun, als seinen Sitz zu Rom aufschlagen, und sich dort die Krone aufsetzen." Lauwerens antwortete: „**Sa majesté est bien loin de contendre à la Monarchie du monde. Il lui souf-**

fira de recevoir le sien." (Se. Majestät ist weit entfernt, nach einer Weltherrschaft zu trachten. Es wird ihm genügen, das Seinige wieder zu erhalten: Burgund, Navarra, Mailand). Bald obsiegten aber öffentlich Eifersucht, Mißgunst und Argwohn. **Carls** Gesandter **de Praet** zerfiel (wie konnte er bei dieser Stimmung anders?) mit Heinrichen und Wolsey. Der Kanzler Thomas Morus hatte **de Praets** Couriere durch den Oberpostmeister Brian Tuch anhalten, und ihrer Depeschen berauben lassen. Darin fanden sich Heinrich und sein Ministerium geschildert, wie sie es verdienten. Sie drangen auf **de Praets** schleunige Abberufung und Bestrafung. Aber **de Praet** schrieb an seinen Herrn, und bat um Untersuchung, Tod, oder Herstellung seiner Ehre. **Carl** antwortete: (8. April 1525.) „Es war sehr unnöthig, daß Ihr so viele Sorge und Zweifel hattet, als würden wir Euch nach dem Urtheile Derer jenseits behandeln, ohne Euch in Eurem guten Recht als unsern treuen Vasallen und Diener zu unterstützen. Seit wann ist es unsere Gewohnheit, diejenigen also zu verlassen, die uns gut dienen, wie Ihr gethan habt? Vielmehr glauben wir festiglich, daß Ihr uns nichts geschrieben habt, als die Wahrheit. Dafür und um Eure Ehre zu sichern, die mit unse-

rem Ansehen so nahe zusammenhängt, das dabei vorzüglich beleidigt worden ist, werden wir Euch, wie die That am besten bewähren wird, unsern Beistand und unsere vorzügliche Gnade auf jede Weise zuwenden. —" **De Praet** erhielt sogleich eine seiner würdige Stelle in den Niederlanden, obgleich der König und Wolsey ihm nicht einmal verstattet hatten, von ihnen Abschied zu nehmen und es sogar Schwierigkeiten fand, ihm sicheres Geleit zur Rückkehr zu erwirken.

Die wechselseitigen Verhältnisse waren vielfach und dringend, darum wollte die Erzherzogin Margaretha diese Mission eiligst wieder besetzen. Der Kaiser antwortete ihr: (Toledo den 16. Juni 1525) Er wollte vorerst den Erfolg eines eigenhändigen Briefes abwarten, den er an den König und an Wolsey wegen Genugthuung für **de Praet** geschrieben, denn **je veux le soubstenir léalement comme yl m'a servi léalement en Angleterre.**" In der Folge ersetzten ihn **Jonglet** und **delle Sanche.**

*

Eine von **Carls** vorzüglichen Eigenschaften war, daß er nie einen Feind verachtete. Vor jener so berühmten Reise nach Deutschland zum Reichstage von Worms (im April 1521), spotteten viele Spanier und

verschiedene Niederländer seines Hofstaates, der durch Martin Luther verursachten Bewegungen, etwa wie hundert Jahre später die Höflinge Ferdinands II., Gustav Adolfs des Schwedenkönigs, der, wie er sich dem Süden näherte, gar bald schmelzen müsse.

Eine Weile hörte **Carl** ihrer Großprahlerei stillschweigend zu, in der sie das Mönchlein und den Schmidsohn (Luthers Vater war eigentlich Bergknappe zu Freiberg) als einen gar zu unwürdigen Gegner höhnten, dann sprach er aus tiefem Nachsinnen erwachend: „Lachet immerhin, das Mönchlein wird in kurzer Zeit in Kirche und Staat mehr Lärm machen, als sein Vater Jahre hindurch auf seinem Ambos gemacht hat."

*

Als der Infant Don Philipp zu seinem Vater nach den belgischen Provinzen gekommen war, die ihm zuerst von der großen väterlichen Monarchie abgetreten werden sollten, überließ er sich seiner natürlichen Neigung, öffentlichen ritterlichen Spielen und Freuden. Eines Tags kämpfte er mit dem vertrauten Don Ludwig Zuniga Requesens. Ihre Rosse waren wild, ihre Waffen schwer. Der Infant bekam einen solchen Schlag

über den Helm, daß er betäubt eine Strecke vom Roß weggetragen wurde, und dann mit der ganzen Last seines Harnisches hinab, und auf den Kopf stürzte. Man trug ihn kaum athmend hinweg. **Carl** mehr durch Arbeit, Sorge und Krankheit als durch das Alter gebeugt, eilte bekümmert an des Sohnes Lager. — „Glaubst du denn, Philipp," sagte er, „daß man hier mit leicht gebrechlichen Lanzen kämpft, wie in Spanien? Schonst du auch deiner selbst wegen dich nicht, so bedenke, daß ich zu sehr gealtert bin, um noch einen Sohn erzeugen zu können, und wie wenig Hoffnung sei, daß ich noch Enkeln sterbend das Reich übergeben könnte." — Zitternd und von dem heftigsten Schmerz ergriffen, trat Ludwig Zuniga hinzu und der gütige Kaiser tröstete ihn. „Du hast uns erschreckt, sprach er zu ihm, „aber noch mehr bist du selbst erschrocken; und lebte hier dein Vater, noch weit mehr hättest du ihn erschreckt."

*

Als der junge König Ludwig (29. August 1526) unbesonnen und unbedauert bei Mohacz fiel, war zwischen **Carls V.** Bruder, Ferdinand, dem Gemahl der jagellonischen Erbtochter Anna und zwischen dem unternehmenden Haupte des niedern Adels, dem

Rebellen Johann von Zapolya um Ungarns heilige Krone ein blutiger Streit, hoch willkommen Soleimann dem glücklichen Uiberwinder Persiens, Syriens, Aegyptens und Rhodis.

Ferdinand rüstete sich, sein Recht zu behaupten durch die Waffen, und forderte zu wiederholten Malen den brüderlichen Rath. Vier Mal (6. März, 26. April, 15. Juli aus Valladolid und 18. Septemb. 1527, aus Palencia) rieth **Carl**, wo immer möglich, keinen weit aussehenden Krieg (**guerre guerroyable**) anzufangen, sondern vor allen die festen Plätze mit Mund- und Kriegsvorrath und mit getreuen Völkern wohl besetzt zu halten, und sich mit dem Woywoden (**Zapolya**) durch eine Statthalterschaft durch Geld oder Güter abzufinden. Denn diese Stelle ist in allen vier Briefen wiederholt (**beaucoup de bonnes choses se peuvent fayre par de bons moyens avec le temps, sans soi submettre au benefice de la fortune.**) Mit der Zeit lassen sich viele gute Dinge durch taugliche Mittel bewirken, ohne sich der Gunst des Glücks zu unterwerfen."

*

Ob **Carl** verstanden habe, sein Heer durch Aug' und Ton altrömisch zu begeistern? Bei der Mühlber-

ger Schlacht hatte Alba die Furth durch die Elbe durch zwölf Spanier erforscht, die unter dem heftigen feindlichen Feuer, den Degen zwischen den Zähnen, schwimmend das jenseitige Ufer erreichten, und drang darauf mit der ganzen Reiterei ungestüm nach, den Feind zum Stehen zu bringen. **Carl**, vom Podagra gequält, an Füßen und Hals theilweise gelähmt, ließ sich gleichwohl an's Pferd schnallen, wie er den Donner des Geschützes hörte, und sprengte dem Feuer zu. Da sah er am Wege ein durch den frevelhaften Muthwillen einiger feindlicher Kriegsleute verstümmeltes Crucifix. Rasch hielt er an, und rief nach einem glühenden Blick auf die ihn umgebenden, spanischen Gensd'armes von Adel mit lauter Stimme die Worte des Psalms: „**Exurge domine et judica causam tuam.**" (Stehe auf, o Herr, und richte Deinen Zustand.)

*

Carl geizte nach dem Besitze der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Eifrig buhlte er darum, mit Frankreich und England, mit Florenz und Rom, wohl wissend:

Ein Feldherr ohne Heer sei jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt.

So besuchte er eines Tags den seines Scharfsinnes, seines Muth's und seiner Sonderbarkeit wegen, gleich berühmten Augustin Niphus v. Seßa im Neapolitanischen, als dieser nicht minder keck, wie Diogenes vor Alexander, sich geweigert hatte, zum Kaiser zu gehen.

In Niphus Studierstube war ein einziger Stuhl; auf diesem blieb der Gelehrte selbst fest sitzen und war so dreist, zum Kaiser zu sagen: „Ihr seid mächtig genug, Euch einen Stuhl zu mir hieher bringen zu lassen. Ich bin Kaiser auf dem Parnaß, wie Ihr im Lager und in der hohen Audienz."

*

Ueber Herostratus, welcher nur im Brande des Dianen-Tempels zu Ephesus ein Mittel wußte, seinen Namen auf die spätesten Enkel zu bringen, entspann sich einst eine gefährliche Zwiesprache. Es stand nämlich **Carl** in Rom hoch oben auf der Zinne des Pantheons, daneben ganz allein ein römischer Ritter, der sprach zum Kaiser: „Allergnädigster Herr, mehr als ein Mal hat auch mich jetzt gelüstet, mir dadurch einen ewigen Namen zu machen, daß ich Euch mit festem Arme umschlinge und Euch mit mir hinabstürze."— **Carl**, unveränderten Blicks und Tons, mit seiner

ewigen ernsthaften Gelassenheit, antwortete bloß: „Damit Euch dieses Gelüste nicht wieder komme, so entfernt Euch und kommet nie wieder in meine Nähe."

*

Wie Alexander Homer's Ilias, so hatte **Carl** Tucidides unsterbliche Historie stets unter seinem Kopfkissen. Wie Alexander nur von Appelles, so wollte **Carl** nur von Titian gemalt sein. Einmal entfiel dem Künstler der Pinsel während dieser Arbeit. **Carl** hob ihn auf, und reichte ihm denselben wieder dar, mit den Worten: „Ihr seid es werth, daß Euch der Kaiser bediene."

*

Lukas Müller, insgemein von seinem Geburtsorte Cranach, im Bambergischen, Lukas Cranach genannt, churfächsischer Hofmaler und Rathsherr zu Wittenberg, der Begleiter Friedrich des Weisen ins gelobte Land, kam mit Kaiser Maximilian, dem erhabenen Freunde deutscher Kunst und deutschen Sinnes, nach den Niederlanden. Den Infanten **Carl** (so nannten ihn die Spanier), den jungen Herzog von Lurenburg (so nannten ihn die Niederländer) zu malen, war sein einziges Geschäft, aber zu des Künstlers großem Verdruß, hielt der junge Prinz nicht einen Augen-

blick stille. Da gerieth sein Lehrer Hadrian Florent von Utrecht (nach Leo X., Papst unter dem Namen Adrian VI.) auf den Gedanken, gegenüber ein Bildniß des französischen Königs an die Wand zu hängen. Dieses fixirte **Carl** so scharf und unabgewendet, daß Cranach jetzt in einer halben Stunde weiter kam, als zuvor in ganzen Tagen.

*

Nach Zersprengung des schmalkaldischen Bundes in der Schlacht bei Mühlberg und der gleichzeitigen Gefangennehmung des Churfürsten Johann Friedrich, rückten die Brüder Carl und Ferdinand vor Wittenberg, und der Churfürst wurde wegen Landfriedensbruch zum Tode verurtheilt. Unter den Vielen, welche nach geschlossener Capitulation hinauszogen in das Lager des gewaltigen Kaisers, war auch der alte Maler. Traulich drückte **Carl** ihm die Hand und erlaubte ihm, eine Gnade zu erbitten. Da fiel der fast 80jährige Cranach auf die Knie und mahnte **Carl** an die Zeit seiner Kindheit und jenes ersten Bildes, und jenes zu großen Erwartungen berechtigenden Hasses wieder einen treubrüchigen Nebenbuhler, und bat zitternd und um Gotteswillen um das Leben und um die Freiheit seines

Herrn, des Churfürsten. **Carl** hob ihn auf und gab ihm gütig die Versicherung, es werde Johann Friedrich kein Leid geschehen.

*

Von Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, Ritter des Vließes und oberstem Hofmeister, ist bekannt, daß er von den zwei Hauptnationen, über welche **Carl** herrschen sollte, nur die Schattenseiten in sich vereinigte, den Ernst des stolzesten Castilianers und der Niederländer übermüthigen Kaufmannstrotz. So wendete er anfangs die Herzen der spanischen Großen von **Carl'n** ab, den er bis dahin unbedingt despotisirt hatte. Der große Ximenes unterlag dem Gram, sich verkannt und aufgeopfert zu sehen.

Einmal lobte Chievres mit gierigen Augen ein überaus schönes Maulthier, und der Eigenthümer eilte, dem gefürchteten Günstling damit ein Geschenk zu machen. Chievres ritt das schöne Thier fast alle Tage. Einst wurde er in Gegenwart des vorigen Eigenthümers gefragt: wo er es denn gekauft habe? und er antwortete, er könne sich nicht mehr besinnen, das gehe höchstens seinen Stallmeister an. — Darüber erbost, ging der Ritter, welcher Chievres damit beschenkte, mit einer Beschreibung des schönen Maulthie-

res straks zum berühmtesten Prediger Valladolid's mit der dringenden Bitte, auf allen Kanzeln verkünden zu lassen, daß ihm das schöne Thier gestohlen worden sei, und daß er dem Wiederbringer desselben, dem dreifachen Werth als Belohnung zusichere. Alles suchte und gar bald fand sich, daß der Maulesel kein anderer sei, als der, auf dem Chievres täglich herumstolziere. Wüthend, daß allenthalben auf seine Kosten gelacht wurde, wendete sich der rachgierige Günstling an seinen Herrn. **Carl** erwiederte: „Ich möchte nicht gerne an der Pflichten erste, an Dankbarkeit, mich mahnen lassen."

*

Carl liebte den Ruhm, aber nur jenen, welchen ihm fest und laut sein Selbstgefühl zusprach. Ihm war schlechterdings zuwider, was etwa eine bloße eitle Sage zu seinem Lobe geredet hatte. Er liebte die Historie, weil er auf die Nachwelt zu kommen wünschte; aber der Gedanke war ihm unerträglich, daß die Schmeichelei durch Unwahrheit zu seinem Lobe, seine Geschichte entstellen möchte. Er hatte daher seinem Geschichtsschreiber Sepulveda befohlen, bei jeder That und Begebenheit seines Lebens, worüber irgend ein Zweifel obwalten könnte, ihn selbst zu befragen, und im-

mer hat er mit einer solchen Religion der Wahrheitsliebe geantwortet, als ob er der Gottheit zur Beichte säße. Der Geschichtsschreiber erfuhr von einem jungen, glaubenswürdigen Mann, welcher das Vertrauen **Carl's** in einem hohen Grade besaß, ein Ereigniß, wodurch der Kaiser im schönsten Lichte erschien. Er forschte bei diesem selbst nach, weil ihm die einzige Quelle nicht genügte und **Carl** antwortete, daß er von jener Begebenheit gar nichts wisse. Durch langes Nachsinnen kam er auf einige Umstände, wodurch das Märchen veranlaßt sein könnte. Nun glaubte Sepulveda bei des Kaisers vertrautesten Räthen, die um alle Handlungen seines Lebens wußten, weiter nachfragen zu müssen. Aber **Carl**, welcher fürchtete, diese möchten aus Schmeichelei die Unwahrheit bekräftigen, entgegnete ihm: „Höre auf, weiter zu forschen, hier ist gewiß Erdichtung."

*

Mit gleichem Haß gegen die Verfälschung der Geschichte verwarf er Sepulveda's Gesuch, daß er ihm seine historische Arbeit vorlegen dürfte, um dann wahrzunehmen, was der Kaiser als unrichtig verwerfen möchte, sonst würde er ihn mit Fragen ermüden müssen. „Nimmermehr" war die Antwort, „ich will

nicht lesen, nicht hören, was über mich geschrieben wird, Andere mögen es lesen, wenn ich diese Welt verlassen habe." — Der große Herrscher kannte das menschliche Gemüth, dessen Urtheil über fremde Handlung und Sinnesart sich leicht durch Furcht und Hoffnung bestimmt. Ueber ihn sollte die Geschichte ein Todtengericht halten, wann von ihm nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen war.

*

Eben diese männliche Denkart über eigenen Werth und Würde bewies **Carl** in seiner Behandlung des berühmten Paul Jovius; dieser schrieb mit beredtem Geist eine allgemeine Geschichte seiner Zeit. Weil der Kaiser die Hauptrolle in derselben spielte, glaubte er, sich ihm wichtig gemacht zu haben, und eilte nach Bologna während dessen Anwesenheit daselbst. Er kam im Gefolge des kaiserlichen Eidam Alexanders v. Medici. Wegen seines geistvollen Gesprächs war er bei der ganzen Medici'schen Familie sehr beliebt. Allein, trotz der Bitten seines Eidams, weigerte sich **Carl**, dem Geschichtsschreiber ein Geschenk zu verwilligen. Paul Jovius ertrug dieses sehr übel. Indem er öffentlich behauptete, die Sparsamkeit sei des Kaisers höchste Tugend, gab er in vertrauten Zirkeln

Aufschluß über dieses Lob, weil er klagte, daß er den Beherrscher der Welten nicht dahin habe bringen können, ihm auch nur einen lahmen Maulesel zu schenken. Dem Kaiser wurde wohl dergleichen hinterbracht. „Sonderbar," äußerte er sich, „daß Jovius, weil er die Geschichte seiner Zeit schreibt, sich Geschenke von mir glaubt versprechen zu dürfen. Der Leichtsinnige! Eben darin liegt ja der Grund, warum er keine Gunst von mir hoffen darf?"

Alles dieses erzählt uns Sepulveda, welcher die Geschichte des Weltbeherrschers mit einer Liebe für Wahrheit, einem so strengen Gericht über die Fürsten geschrieben hat, daß wir seinem Charakter gänzlich vertrauen können. Ueberhaupt ist in den spanischen Geschichtsschreibern und besonders in den königlichen Historiographen eine so trockene Gerechtigkeit, daß sie dadurch andere Nationen beschämen. Sie begreifen wenig von der Welt, wie überhaupt die spanische Nation keine Kunde von anderen Völkern verlangt, aber ihnen ist nie eingefallen, selbst anders zu erscheinen, als sie wirklich sind. Christian Masseus von Cambray, Lehrer zu Gent, hatte die Geschichten seiner Zeit bis 1540 beschrieben, und darin als Nieder-

länder, als Anhänger der Partei seines Souverains, vielleicht auch noch mehr als Hofschmeichler **Carl's** hartnäckigsten Gegner, den französischen König, mit den härtesten Farben geschildert. König Franz, eben so empfindlich, als leichtsinnig, führte darüber bei **Carl** bittere Beschwerde. Das Werk wurde unterdrückt. Carl ließ den Masseus vor sich kommen. „Warum" so redete er ihn an, „seid Ihr denn, Ihr guten Literaten, so unverschämt, daß Ihr uns Fürsten die Wiederhaken des Hasses und der Eifersucht immer tiefer in's Herz drückt? So wartet doch, bis wir todt sind und dann schreibt, wie's Euch gefällt; dann werden aber auch Habsucht, Partheiwuth oder andere eigene oder fremde Leidenschaften Eure Augen nicht mehr umnebeln; und nur also geläutert und also niedergeschrieben, kann eine Geschichte ewig leben!"

*

Nicht fern von der Niederlage bei einem Holze, der Schweinort genannt, hat man den Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen angetroffen und hätte gern ein jeder gewollt, er werde sein Gefangener. Aber er, mit wenig der Seinigen setzte sich zur Wehre, darüber er auch eine Wunde in dem linken Backen empfing, und sprach: „Ich will mich Kei-

nem gefangen geben, als einem Deutschen." Und er gab sich einem jungen Edelmann, Thilo v. Trott, unter Herzog Moritzens Reitern, gefangen und gab ihm zum Wahrzeichen und Zeugniß zwei Ringe, so er an der Hand gehabt, das hat er selbst öffentlich bekannt.

Aber die neapolitanischen Reiter haben ihn genommen, und zum obersten Feldhauptmann, Herzog Alba, geführt, welches alsobald dem Kaiser kund gethan wurde, der befohlen, den Gefangenen vor ihn zu bringen. Dieses aber hat Herzog Alba zum drittenmal abgeschlagen und vorgewendet: Ihro Majestät möchte sich etwa in der ersten Hitze sehr ungnädig gegen diesen Gefangenen erzeigen. Als aber der Kaiser darauf bestand, ist er zu ihm geführt worden, da seufzete der gefangene Fürst gen Himmel: Miserere mei Domine! nos tumus jam hic.

Als er sich nun dem Kaiser nahte, sprach er: „Allergnädigster Kaiser und Herr!" Da fiel ihm der Kaiser in die Rede und sprach: „Ja, Ja! bin ich nun gnädiger Kaiser?" sprach der Fürst. „Ich bin Euer k. k. Majestät Gefangener, bitte um ein fürstliches Gefängniß." Der Kaiser antwortete: „Ja, wie

Ihr es verdient habt. Führt ihn hin. Wir wissen uns wohl zu halten."

Darnach ist der Fürst sammt Herzog Ernst v. Grubenhagen, der auch mit ihm gefangen worden, dem Meister de Campo überantwortet worden. In seinem Wagen, dessen er sich zuvor bedient, wird er kaiserl. Majestät nachgeführt, mit spanischen Hakenschützen verwahrt und auf das beste traktirt und gehalten, so man haben mag.

*

Als **Carl** einst Geldmangel, und seine Hofleute wohl ein ganzes Jahr nicht bezahlt hatte, scherzte er mit seinem Zapata und spottete über ihn, sagte aber zu den Umstehenden: „Er wird mich gar bald wieder bezahlen." „Da sei Gott dafür," sagte Zapata, „wie sollte ich sobald abzahlen, da Eure Majestät Dero Hofstaat schon ein ganzes Jahr schuldig sind?"

(Flögels Geschichte der Hofnarren p. 205.)

*

In dem Gemache, welches Franz, König von Frankreich während seiner Gefangenschaft in Madrid bewohnte, war an der Wand mehrmahls der Wahlspruch Kaiser **Carl** V. „Plus ultra" (Immer weiter) angebracht. König Franz, es für eine Anspielung

auf Kaiser **Carls** Glück und seine eigenen Unfälle haltend, schrieb darunter: „**Hodie mihi, cras tibi.**" (Heute mir, Morgen dir). Carl schrieb entgegen: „**Homo sum et nihil humani a me alienum puto.**" (Ich bin ein Mensch und was menschlich ist, kann mir auch begegnen).

*

Als dem Kaiser **Carl V.** im afrikanischen Feldzuge die Besiegten die Füße küssen wollten, wies er es mit Nachdruck zurück, indem er hinzufügte: „nicht die Füße, sondern das Haupt regiere!"

*

Alamanni machte sich nicht allein durch seine Poesie, sondern auch durch Staatsgeschäfte berühmt. Er war 1495 aus einem adelichen Geschlechte zu Florenz geboren. Er ließ sich in seinen jüngern Jahren in eine Verschwörung wider den Cardinal Medici ein, und wurde deßwegen aus seiner Vaterstadt verbannt. Als aber die Medici 1527 aus Florenz vertrieben wurden, ging er wieder dahin und übernahm das Generalkommissariat der Truppen bei der Republik; da aber die Medici wieder an die Regierung kamen, wurde er verwiesen und 1530 für einen Rebellen erklärt. Hier-

auf nahm er bei dem Könige Franz I. von Frankreich Dienste.

Im Jahre 1544 wurde er als französischer Gesandter an den Kaiser **Carl V.** gesandt, den er vor verschiedenen Jahren in einem satirischen Gedichte durch die Worte.

— — — **Aquila Grifagna**
Che per più divorar due becchi porta

angegriffen hatte. Als er nun in seiner Gesandschaftsrede an den Kaiser große Lobeserhebungen von demselben vorbrachte, und fast alle Perioden mit dem Worte **Aquila** anfing, hörte der Kaiser sehr aufmerksam zu, antwortete ihm aber zuletzt blos mit den Worten:

Aquila Grifagna u. s. w.

Alamanni aber ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern antwortete: „Da ich diese Worte schrieb, war ich ein Poet, dem das Lügen nicht verboten ist, nunmehr aber bin ich ein Gesandter, der die Wahrheit reden muß, endlich ging es mir auch damals nahe, daß ich aus meinem Vaterlande vertrieben war, jetzt aber bin ich frei von allen Leidenschaften." — Diese Erklärung gefiel dem Kaiser dergestalt, daß er ihm auf die Schultern klopfte und sagte: „er solle sich seine Verbannung nicht leid sein lassen, da er an dem Könige

von Frankreich einen Beschützer gefunden, es müßte sich vielmehr der Herzog von Florenz betrüben, daß er einen Mann von seinen Verdiensten verloren." — Alamanni starb 1556 zu Amboise.

(Flögels Geschichte der komisch. Literatur. Bd. II. p. 412.)

*

Als Kaiser **Carl V.** nach seiner Abdankung in Spanien angelangt war, hielt er sich einige Tage zu Valladolid auf, um die Abschiedskomplimente von verschiedenen Damen und Cavalieren anzunehmen. Unter diesen kam auch der Hofnarr Pedro di San Erbas, um Abschied von ihm zu nehmen. Da dieser nun sah, daß der Kaiser vor ihm den Hut abnahm, sagte er: „Eure Majestät müssen sehr gnädig sein, daß Sie den Hut vor mir abnehmen; wollen Sie damit anzeigen, daß Sie nicht mehr Kaiser sind?" — „Nein Peter," erwiederte der Fürst, „es geschieht deßwegen, weil ich dir nun nichts mehr, als dieses Kennzeichen der Höflichkeit geben kann."

(Flögels, Geschichte der Hofnarren. p. 204.)

*

Bei seinem langsamen, schweren Blute, seinem von Mutter und Großmutter ererbten düsteren Tiefsinne, seinen entschiedenen Anlagen zum Misticismus kann es

nicht befremden, daß **Carl** nicht frei war von Ahnungen und von anderen Arten des Aberglaubens. So hatte sich ihm die Ueberzeugung fest eingedrückt: nach seinem vierzigsten Jahre werde ihm nichts mehr gelingen. Vor Algier, nach der Schlacht von Cerisoles, nach seiner Flucht vor den schmalkaldischen Bundesverwandten, nach der fruchtlosen Belagerung von Metz, nach dem Waffenstillstande von Vaucelles, der seiner Abdication und der sonderbaren Feier seines eigenen Leichenbegängnisses zu St. Just nur so kurz vorherging, da hörte man ihn diesen dumpfen Wiederhall einer innern Stimme laut wiederhallen. Gleichwohl hatte er in den vergangenen Kämpfen mit all der alten unbiegsamen Kraft seines Willens gestritten. Als seine Mutter Johanna starb, horchte er oft Tag und Nacht ihrer Stimme, die, wie er meinte, ihn ihr nach in das Grab riefe.

Als er 1536 in dem dritten, durch den Tod des letzten Sforza zunächst veranlaßten, und durch den Frieden von Nizza beschlossenen französischen Kriege, in die Provence auf Marseille drang, leuchteten seinem Heerzuge zur Rechten und Linken Wälder, die der Zufall oder die übergroße Sommerhitze angezündet hatte. Leyva meinte, „das wäre des Sieges hochzeitliche Fackel!“ — aber scheu und warnend weissagte Karl auf den ersten

Blick den unglücklichen Ausgang des Zuges und den Verlust des ganzen Heergeräthes.

Am 31. Mai 1550 schon, hatte Carl in den Niederlanden seinen Sohn und Thronfolger Philipp huldigen lassen und schied von seiner besonders lieben Stadt Brüssel, um auf den Augsburger-Reichstag zu ziehen. Nachdem er sich von seinen beiden Schwestern, den Königs-Witwen von Frankreich und Hungarn, Eleonora und Maria, in dumpfer Wehmuth getrennt, stieg er zu Pferde. Eine Anzahl Volkes füllte den Platz und die Straßen gegen Löwen. Mit wenigen, durch Thränen erstickten Worten, nahm er Urlaub für immer von seinen guten Niederländern und neigte sich in stummer Rührung gegen die betroffene Menge.

*

Als bei dem, mit Franz I. von Frankreich zu Madrid abgeschlossenen Frieden, **Carl** den gefangenen und von seinem Reiche entfernten König nicht demüthigen wollte, so unterzeichnete er sich im Vertrage: „**Car!**, Bürger von Gent," wo er bekanntlich das Licht der Welt erblickte. Franz, welcher zu Angouleme geboren war, daselbst aber auf kein Bürgerrecht mehr Anspruch haben

konnte, unterfertigte sich: „Franz, Herr von Wanvres." — Letzteres war nämlich das bescheidenste seiner königlichen Schlösser.

*

Als sich einst die Neapolitanerinnen und Brüßelerinnen im Beisein des Kaisers um den Vorzug beim Eintreten in einen Saal stritten, rief **Carl**, der dieß bemerkte, augenblicklich zu denselben: „Die Thörichtste soll zuerst hinein." —

*

Als ein großer Arbeitsfreund und Verehrer der gewerbreichen Thätigkeit der Flammänder, welche schon damals ihre Leinwebereien so hoch in Ansehen gebracht hatten, pflegte er zu sagen, daß sein Land stets reich bleiben würde, so lange man den flammändischen Frauen ihre Finger ließe.

*

Als er im Jahre 1541 im Begriffe stand, sich zu dem bekannten Zuge gegen Algier bei einer ungünstigen Witterung einzuschiffen, suchte ihn Andreas Doria zur Verschiebung der Abfahrt zu bewegen.

„Denn fahren wir ab," äußerte der greise Feldherr, „so sind wir Alle des Todes." —

„Ja," fiel ihm **Carl** rasch in's Wort, „jedoch nur nach 70 Jahren des Lebens für Euch, und nach 22 Jahren der Regierung für mich." — Und dabei gab er das Zeichen zum Absegeln.

*

Wenige Tage vor seinem Tode kam er auf den Einfall, seine eigene Begräbnißfeier zu begehen. Am 30. August 1558 legte er sich mitten in der ganz schwarz ausgeschlagenen Kirche des Klosters zu St. Just in Spanien, in ein Leichentuch gehüllt, in den Sarg.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung, voran schritten die Diener des Kaisers mit Fackeln. Ein prächtiges Trauergerüste ward aufgerichtet. Um das Gerüste standen die Diener, man las die Todtenmesse, wobei die Mönche für die Ruhe des Monarchen beteten.

Unter einem Thränenstrome sang der Kaiser das Officium selbst mit. Nachdem er zum letzten Male mit Weihwasser besprengt wurde, ging Alles fort und die Kirchenthüren wurden verschlossen.

Nachdem der Kaiser noch eine Weile im Sarge gelegen, stand er endlich auf, warf sich vor dem

Altare nieder und ging dann in seine Zelle, wo er die Nacht in tiefem Nachsinnen zubrachte.

Den Tag darauf verfiel er in ein tödtliches Fieber, das am 21. September 1558 seinem Leben ein Ende machte.

Kaiser Ferdinand I.

(Geboren 10. März 1503, gestorben 1564)

Als dem Kaiser **Ferdinand** zu Caden gute Schmerlen vorgesetzt wurden, fragte er etliche Gelehrte über Tisch, was auf gut Latein eine Schmerle hieße. Als nun Einer antwortete: **vulgo vocantur fundulae**, antwortete er: Ich frage nicht, wie sie Ungelehrte heißen, sondern wie die guten Lateiner und Griechen diese Fische nennen." —

*

Als er einmal in ein Kloster einzog zur Nachtherberge bei einem reichen Abte, und am Fenster stehend, auf einer Wiese viele Heuhaufen liegen sah, fragte er den neben ihm stehenden Abt, was auf Latein ein Heuschober heiße. Als nun der Mönch solches nicht wußte, sprach er: „Ei, wie ungelehrte Mönche hat es hier! Ihr sollt ja mehr als ich und Andere studieren." —

Dem ungelehrten Abte ward bange, und er besorgte, das Kloster räumen zu müssen, traktirte seinen gelehrten Gast mit seinem Gefolge desto besser, brachte den besten Wein hervor, kurz, unterhielt sie Alle sehr kostbar.

*

Als der Kaiser seine Gemalin überall, wohin er zog, mit sich nahm, denn er liebte sie sehr, und das Gefolge der Kaiserin war sehr zahlreich, so bemerkte ihm einst ein Rath, daß viele unnütze Kosten durch diese Mitführung verursacht würden. Der Kaiser aber gab die Antwort: „Einem frommen Herrn gebührt es, seinen Ehebund zu halten, es sei besser etwas Unkosten auf seine Ehegattin zu verwenden, als auf Buhlerei und Unzucht."

*

Als Einer ergriffen ward, der in seiner gehegten Wildbahn in Böhmen Hirsche und Fasanen erschossen hatte, fällte er im ersten Zorn das Urtheil über ihn: „Der Jägermeister solle ihm die Augen ausstechen lassen." Als er dann über die Sache nachdachte, besann er sich anders, ließ den Jägermeister rufen, und sprach: „Ein Jäher gibt keinen guten Jäger. Ich habe über die Sache nachgedacht, und kann nicht finden, daß ich wegen meiner Lust und Kurzweile, Einem das nehmen sollte, was ich ihm, wenn er sich bessert, nicht wieder geben kann. Wenn ich Einem wegen seiner Verbrechen Grund und Güter nehme, so kann ich sie ihm wieder geben und mehr dazu thun, wenn er sich bessert, aber die Augen ausstechen und wieder einsetzen, den

Kopf abschlagen und wieder aufsetzen, ist allein Gottes Werk, darum laßt dem Uebertreter die Augen, straft ihn mit Gefängniß und am Gute oder mit Verweisung, Anderen zur Abschreckung und ihm zur Bestrafung." —

*

Täglich nach dem Morgenmahle lehnte er sich an einen Tisch und ließ Jeden vor sich, der es begehrte. Einmal wurde er gewahr, daß sein Kämmerer ein armes Weib mit einem Briefe zurückstieß, er strafte ihn und sagte: „Wenn wir arme Leute nicht hören, wenn sie klagen, so wird uns Gott wieder nicht hören, wenn wir in Nöthen ihn um Hilfe anflehen." —

*

Als in einer Krankheit seine Aerzte und Räthe ihm sagten: „er solle sich der Geschäfte enthalten, und die Sachen Andern zu verrichten befehlen," gab er zur Antwort: „Mir, mir hat Gott das Kaiserthum ordentlich befohlen, darum will ich darin arbeiten, bis an den Tod. Was soll ein Herr, der sich seines Amtes nicht annehmen will?"

*

Als ein reicher Handelsmann ansuchte, er solle ihn zum Herrn machen, fragte er höflich: „Was er denn

für Land und Leute hätte?" Dieser antwortete: „Keine." Da sprach der weise Kaiser: „Ei, so mußt du auch nicht gnädiger Herr heißen, denn man soll keinen einen gnädigen Herrn heißen, der nicht über Leib und Leben, Land und Leute zu gebieten hat." —

*

Belügung und Schmähung oder Verleumdung der Leute hörte er nicht gerne, er pflegte zu antworten: „Feindes Mund redet selten Grund, darum soll man Andere auch hören." —

*

Als er Einem befahl, einen Auerhahn zu holen, dem er seiner Größe halber Andern zeigen wollte, dieser aber aus Unachtsamkeit einen Haushahn brachte, ward er nicht zornig, sondern sagte mit Bescheidenheit: „Es ist besser, zweimal gefragt, als einmal unrecht gethan."

*

Den unter ihm unruhigen Böhmen verbrannte ein Theil des ständischen Archives, Freiheitsbriefe mit ihm. Auf ihre Anfrage an **Ferdinand I.** antwortete er: „Wohl sind Euere Pergamente, nicht aber meine königliche Treu und Glauben mit verbrannt. Ich will

sie neu bestätigen und im Zweifel lieber mehr geben, als weniger!" —

*

Kaiser **Ferdinand I.**, ein großer Mäcen der Künste und Wissenschaften, achtete die Gelehrten sehr hoch und unterstützte sie auf alle mögliche Weise. Dieß war dem kaiserlichen Jägermeister, einem Mann, der nichts als sein Waidwerk verstand, ein Dorn im Auge und er äußerte sich einige Male darüber. Der Kaiser, um seinem Gerede ein Ende zu machen, gab ihm eines Tags einen Bund Briefe mit dem Befehle: er möchte hieraus einen Auszug machen. Auf die Antwort des Jägermeisters, „was ein Auszug sei!" sagte der Kaiser gutmüthig lächelnd zu ihm, „so laß meine Gelehrten zufrieden, die das verstehen, was du nicht weißt." —

*

Hier folgt ein Schreiben Kaiser **Ferdinand I.** an seine Söhne Maximilian, den nachherigen Kaiser, und an Ferdinand, den nachmaligen Herrn Tirols und der Vorlande. Der Brief ist in lateinischer Sprache und aus Leitmeritz, 14. Februar 1457 datirt. Von dem genannten Orte zog Ferdinand mit seinen Truppen gegen Johann Friedrich, Churfürst von Sachsen, der in der Schlacht bei Mühlberg gefangen wurde.

„Geliebteste Söhne! da nichts gewisser ist, als der Tod, nichts aber ungewisser als seine Stunde und ich überdieß im Begriff bin, einen Feldzug nach Sachsen zu machen, so wollte ich nichts von dem, was mir obliegt, versäumen. Schneller, als ich vermuthete, rückt der entscheidende Augenblick heran, und ich kann mich mit Dir, Maximilian, nicht mehr besprechen. Was ich Euch nun schriftlich vortrage, sollt Ihr Beide Euch tief einprägen, es lesen und wiederholt lesen; öffnet, leset, beobachtet es, im Falle, daß Tod oder Gefangenschaft mein Loos werden sollte. Du, mein Maximilian, behältst das Original, und Du, mein Ferdinand, nimmst eine Abschrift davon und so diene es Euch zur Erinnerung. Wie auch Gottes Rathschluß ausfalle, sein Name werde gelobt und wenn ich ende, so erbarme er sich meiner Seele nach seiner Huld und Barmherzigkeit und wegen der Verdienste seines Leidens und vergebe mir, was ich gegen seine Majestät verbrochen oder gesündigt. Amen. Werde ich aber gefangen, so verleihe er mir Geduld und Euch die Gnade, mich zu befreien, auch zweifle ich keinesweges, daß Ihr als treue Söhne handeln werdet.

Du, Maximilian, der Du der älteste bist, unterdrücke nicht Deine Brüder Ferdinand und Carl,

sondern führe ihre Sache wie Deine eigene, so wird sich Gott auch Deiner annehmen; es wäre sehr unrecht von Dir, das Gegentheil zu thun — was ich zum Theil besorgen muß, da Du eigensinnig bist — und Gott würde es nicht unbestraft lassen. Wenn Dich aber Ferdinand, der Bruder härter behandeln sollte, gegen seine Pflicht und meine Erwartung, so ertrag es geduldig, der Herr wird es Dir im gegenwärtigen und zukünftigen Leben vergelten und Dich nicht verlassen. Sollten aber dennoch Reibungen zwischen Euch entstehen, was Gott verhüte, so verfahrt gegen einander im Sinne meines Testaments und Codicils, und seid im Uebrigen gute und einträchtige Brüder. Halten wir es doch auch so, ich und meine geliebte Schwester und erlauchte Königin, Maria, ich bin mit ihr über eine bedeutende Summe Geldes, die sie von mir verlangt, uneins, dessen ungeachtet befördern wir wechselseitig unsere Angelegenheiten (die Eurigen wird sie, wie eine Mutter behandeln) und leben, wie es Geschwistern geziemt, auf einem vertraulichen und freundschaftlichen Fuße, woran uns der berührte Streit nicht hindert. In so fern nun, was Gott abwenden möge, Euch Aehnliches begegnet, so thut dasselbe und Gott wird Euch helfen, und Euere Sache fördern, sodann wird

es sehr nothwendig sein, die Eintracht zu bewahren, indem Ihr genug zu thun haben werdet, dasjenige zu behaupten, was ich Euch hinterlasse; handelt Ihr entgegen, so werdet Ihr Alles verlieren und was das Schlimmste dabei ist, Derjenige, welcher die Schuld daran trägt, oder Ihr Beide zugleich werdet das ewige Leben gefährden.

Ich höre ferner, Maximilian, daß Du eigensinnig bist, und Denjenigen nicht folgen willst, welche ich Dir als Rathgeber zurückließ, daß Du Dich vielmehr zu Menschen von geringem Gehalt hältst, und Dich mit ihnen, Deinen Bären und der Musik ausschließlich abgiebst. Gesetzte, gute und gediegene Männer, die vom Hofe der kaiserlichen Majestät oder sonst zu Dir kommen, nimmst Du ungefällig auf, sprichst selten oder wenig mit ihnen oder läßt's sie stehen, indem Du schnell wieder zu Deinen Genossen zurückkehrest, daher besucht Dich auch Niemand oder nur Wenige und auch Diese höchst selten. So lebst Du in leichtsinniger und wenig guter Gesellschaft und bereitest Dir den empfindlichsten Nachtheil. Denn wer nicht den Rath guter Männer hören will, ist verloren; überdieß finden Fürsten, gesetzt auch, daß sie erprobte und vortreffliche Männer gerne hören und befragen, selten Jemanden, der ihnen

die Wahrheit sagen will, aber Niemand theilt sich ihnen mit, sobald sie über aufrichtige Männer sich erzürnen und ihre Ansichten verachten. Du wirst Dich in die traurige Lage versetzen, nichts zu wissen und Niemand wird Dir sagen, was zu thun oder zu lassen sei; mit Deinen Einsichten allein wirst Du nicht auslangen und Du täuschest Dich sehr, wenn Du meinst, Alles zu verstehen. Verharrest Du in diesem Irrthum und besserst Dich nicht, so werden Dich Zeit und Unglück verständigen, aber zu spät.

Man sagt mir auch, daß Du — ich schärfte es Dir doch ein — nichts lesen willst. Aus Büchern würdest Du viel lernen, denn Bücher besitzen eine Freimüthigkeit, die man bei Menschen vermißt, sie kennen weder Furcht noch Schein nnd wagen es mehr, als Menschen uns über viele Dinge aufzuklären. Ich besorge sehr, daß Beides aus einer Quelle fließe, die keine andere ist, als, weil Du weder wissen, noch anhören willst, was Dir nicht gefällig nnd Deiner Meinung nicht anspricht, auf solche Weise, indem Du weder auf Menschen, noch auf Bücher achtest, gedenkst Du den Tadel über das Böse und Verwerfliche, welches an Dir ist, so wie die Aufmunterung zum Guten zu beseitigen und nur Deinem Kopfe zu folgen. Wenn

sich die Sache so verhält, — was Du besser als jeder Andere wissen mußt, und Du auf diesem Pfade fortwandelst, kannst Du versichert sein, daß Du im Begriffe stehst, ein lasterhafter und ausgearteter Fürst, von Niemandem geliebt, ein Gegenstand des Hasses, eine Beute der Hölle zu werden. Des Kaisers Majestät wird alles erfahren und was ich nur immer für Deine Erhöhung gethan, wird verloren sein. Einen fernern Beweis Deiner Hartnäckigkeit hast Du dadurch geliefert, daß Du gegen den Auftrag des Kaisers, Dich mit den Leuten, welche Du auf dem letzten Zuge bei Dir hattest, an einen Ort zu verfügen, — ungeachtet der Ermahnungen der Grafen Fürstenberg und des Lodron Dich eine geraume Weile gesträubt und geäußert hast, Du wüßtest sehr wohl, was Du zu thun hättest. Ein andermal trug Dir des Kaisers Majestät auf, an einem bestimmten Orte seine weitern Verfügungen zu erwarten, der Fürst von Aspremont mahnte Dich, als Du aufbrechen wolltest, an den Willen des Kaisers, Du aber wolltest Dich dem Befehle und der Ermahnungen des Fürsten nicht fügen. Denke über Deinen Hochmuth nach, Du, der nichts gesehen und nichts weiß, willst mehr wissen, als der Kaiser, der so viel gesehen und erfahren hat und das höchste Ansehen be-

sitzt. Gesetzt aber, dem wäre nicht also, Du aber, mein Sohn, weiser als Salomo; so erwäge, daß Du in seinen Diensten lebst, daher zum Gehorsam verpflichtet, und sehr zur Unzeit ungehorsam, eigensinnig und halsstarrig bist. Vergegenwärtige Dir das Schicksal, so vieler stolzer und eingebildeter Jünglinge, die im Wahne, Alles zu verstehen, den Gehorsom verweigern, Fehler auf Fehler häufen und ihrem Untergange entgegen eilen. Lies mit Bedacht die Stelle von König Roboam, Salomo's Sohn, und in so fern Du ein näher liegendes Beispiel brauchst, hast Du selbes an Condé, der aus Stolz und Hochmuth jene verruchte und unerhörte That beging, — zur Behauptung seiner Ehre, wie sie sagen — dennoch hat die Sonne niemals ein tadelwürdigeres Unternehmen beschienen.

Ich ermahne Euch noch einmal, Sr. Majestät, dem Kaiser Liebe und Unterwürfigkeit zu beweisen, ihn wie Euren Vater zu betrachten und keine Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben, so auch mit dem Infanten von Spanien, seinem erlauchten Sohne und meinem väterlich geliebten Neffen, in einem liebevollen Verhältniß zu bleiben.

Ich weiß, daß Ihr Beide mehr auf Unterhaltungen, als auf Geschäfte denkt, und ich ermahne Euch als

Vater und befehle es thätig, wachsam und genau in Geschäften zu sein, solches wird zur Ehre Gottes und zur Wohlfarth der Christenheit, so wie auch Eurer Reiche, Länder und Unterthanen dienen.

Gott und das gemeine Beste sollt Ihr mehr vor Augen haben, als Euren Privatvortheil, diesem darf ja nicht Gottes und der Christenheit Sache nachgesetzt werden, wie es leider von mehreren Fürsten auf Gefahr des Seelenheils und der Ehre zu geschehen pflegt. Wachet! auf daß die Gerechtigkeit ernstlich und schnell verwaltet werde, schützet die Armen, denn es gehört zu Euren Pflichten: der Witwen, Waisen, Armen und Verlassenen Schirm und Hort zu sein; seid barmherzig, damit Euch Gott gnädig sei, die Armen bedürfen Eurer Hilfe, weil es nur wenige gibt, die sich ihrer annehmen. Die Reichen finden Beistand genug, ihr Geld dringt nur zu oft gegen Ehre und Recht durch. Ihr aber sollt das von Gott verliehene Schwert der Macht zur Strafe der Bösen, zum Schirm der Guten gebrauchen, Beschützer die Hilflosen gegen die Unterdrückungen der Gottlosen, und Mächtigen; ohne Rücksicht auf Rang sprechet das Recht. Euer Leben bezeichne Wahrheit und Consequenz und Eure Lippen entweihe nicht die Lüge. Mündliches und schriftliches Versprechen

haltet genau, denn würdet Ihr leichtsinnig und wortbrüchig gefunden, so verlöret Ihr Achtung, Glauben, Zutrauen und Ehre — doch eher sei das Leben hin. Liebet Eure Schwester, wie Ihr verbunden seid und trachtet, daß die Unverehelichten wohlgerathene und christliche Ehebündnisse schließen, so wie es mein Testament und Codicill besagen ꝛc. Lebet wohl.

Euer

guter und aufrichtiger Vater

Ferdinand.

Leitmeritz den 14. Febr. 1547.

*

Policarpus Liserus erzählt in einer, den 1. Juli 1670 zu Prag gehaltenen, und in diesem Jahre zu Leipzig gedruckten Predigt S. 74 vom Kaiser **Ferdinand I.** Derselbe fromme, löblichste, hochgedachte Kaiser hat es mit seinem Beichtvater zeitlich abgeredet, daß, wenn er vermerken würde, daß das Sterbestündlein herzurückte, sollte er ihn nicht mehr mit Ehrentiteln anreden, sondern nur sagen: „**Ferdinand**, lieber Bruder in Christo! setze heute dein Vertrauen allein auf Christum;" sollte ihm auch nichts anders fürhalten, denn allein das **Meritum**, das Blut, den Tod

die Marter und die Auferstehung Christi. Dieß ist also geschehen, wie solches Diejenigen bezeugt haben, die mit in der Kammer gewesen und um das kaiserliche Bett herumgestanden sind.

*

Bevor Maximilian als König von Deutschland ausgerufen wurde, gab ihm **Ferdinand** folgende väterliche Lehren: „Er soll stets Gott, seinen Herrn, die Kirche, Religion und Gerechtigkeitspflege vor Augen haben, sie ohne Scheu und Rücksicht jedermann aufrichtig und tapfer ertheilen, das deutsche Reich, die Nation und die Churfürsten nebst andern Fürsten und Ständen sich bestens empfohlen sein lassen. Wofern er dieses thäte, würde ihn Gott nicht verlassen. Würde er es aber nicht thun, dessen er sich aber von ihm nicht versehe, so wolle er ihn lieber todt, als lebendig sehen. Diese letzten Worte sprach er mit solchem Affekt, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

*

Ferdinand schlief oft ganze Nächte nicht, sondern brachte sie in Nachdenken zu, wie er seinen Unterthanen Frieden und ein behagliches Dasein verschaffen möge;

denn kein Ding in der Welt vergnügte ihm mehr, als seines Volkes Friede. Nie überließ er sich dem Hange nach Ergötzlichkeiten und gar oft sagte er in vertraulichen Gesprächen: „Er sei nicht um seiner selbstwillen zur Höhe und Würde eines Monarchen erhoben worden, man habe ihm das Reichsruder nicht in die Hände gegeben, um sich den Wollüsten und Vergnügungen zu überlassen. „Es sei ein anderes, der Erbe eines Privatmannes zu sein, und ein ganz anderes, in einem Reiche nachzufolgen. Jener könne sein väterliches Erbe genießen und zu seinem Besten verwenden, ihm aber, dessen Händen Gott so viel anvertraut habe, käme nichts zu Gunsten, als daß er durch seine Sorgen und Arbeiten den Nutzen derselben und durch seine Wachsamkeit und seinen Schweiß ihre Ruhe befördere." — So dachte, so handelte er stets unermüdet in seinem Berufe.

*

Wenn **Ferdinand** durch anhaltendes Schreiben an seinen Geistes- und Leibeskräften ermüdet war, so erlaubte er sich einige Stunden zur Erholung und ging auf die Jagd. Busbeck erzählt, daß er selbst einmal über Tisch von **Ferdinand** habe sagen hören: „Ich

habe meine Pflicht erfüllt, alle Geschäfte sind erschöpft, der Schreibschrank ist geleert, nichts liegt mehr über in der Kanzlei, so mich zurückhalten könnte, meine noch übrige Zeit für meine Gesundheit zu verwenden. „Er begab sich also auf die Jagd, kam erst spät nach Hause und war froh, einen Eber, Bären oder Hirschen erlegt und sich müde gegangen zu haben, dann ging er, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen, zur Ruhe, denn niemals pflegte er zu Nacht zu speisen.

*

Was **Ferdinand** versprach, das hielt er auch. Dieß Zeugniß giebt ihm selbst sein großer Feind Soliman, der, als er seinen Tod vernahm, von ihm gesagt haben soll: „Er war ein gerechter, redlicher Fürst der niemals sein Wort gebrochen hat.“ Aber nicht die Aussage des türkischen Padischah allein, sondern auch viele andere Beweise bekräftigen das Ausgesprochene. Auch der folgende Fall mag dieß bestätigen. Einst hatte der Kaiser einem alten Kriegmanne auf sein vielfältiges Zudringen Etwas zugesagt, nur um sich seiner zu entledigen. Als nun die Zeit der Erfüllung des Versprechens gekommen war, erschien auch der zudringliche Mann wieder vor ihm, und bat nun um die

Vollziehung der Zusage. Jetzt erst schien dem Monarchen die Forderung zu groß, und er wollte sein ohnedieß nicht ernstlich gegebenes Wort zurücknehmen, aber der alte Graukopf sagte ganz dreist: „Euer Majestät hätten es mir zur Zeit abschlagen sollen, nachdem Dieselben mir aber einmal das Wort gegeben, so müssen Sie es auch halten.“ **Ferdinand**, ohne sich über diese Kühnheit zu erzürnen, antwortete ihm: „Wenn denn Eines aus Beiden sein muß, so will ich lieber Schaden an einer Sache, als an einem guten Namen haben.“

*

Ueber die Herkunft der Menschen drückte er seine Gesinnungen auf folgende Weise aus: „Man muß“ so sagte er, „über die Herkunft eines Biedermanns und eines guten Weines nicht viel nachfragen, sondern sich mit den guten Eigenschaften desselben begnügen. Denn, gleichwie manchmal an geringen Orten ein trefflicher Wein wächst, so kommt auch zuweilen aus einem unbekannten und niedrigen Geschlechte ein tapferer und edler Mann hervor.“

*

Fast drei und dreißig Jahre hatte **Ferdinand** die Bürde der Regierung getragen, sich um die katholische Religion und seine Erbstaaten und das deutsche Reich wichtige Verdienste gesammelt und überall den Frieden hergestellt, und einen, seiner würdigen Thronfolger bestimmt, er war nun reif für ein besseres Leben. Ein schleichendes Auszehrungsfieber entkräftete ihn nach und nach und da er eines Morgens die Füße waschen wollte, überfiel ihn ein so heftiger Schwindel daß er ohne Kennzeichen eines Lebens zu Boden sank. Indessen erholte er sich wieder und sprach zu seinem Hofprediger Zithard: „Ihr habt geglaubt, ich würde nicht wieder aufleben, allein ich bin gewiß, daß ich den Jacobstag nicht sterben soll, damit ich, so wie der Apostel, als ein Fremdling bei den Spaniern außer meinem Vaterlande mit Tod abgehen soll." — Von dieser Zeit an befand er sich täglich schlimmer und die Aerzte mußten ihm auf sein Verlangen immer Arzneien geben. Als aber diese nicht halfen, überließ er sich einem Quacksalber, dem sogenannten Kräuteldoctor, der sich anheischig machte, ihm in Zeit von neun Tagen seine Gesundheit wieder zu verschaffen. Er gab ihm täglich einen Trank von achtzehn Unzen und als

dieser nach einem Monat keine Wirkung hervorbrachte fing er an zu schmieren und ihm gepulverte Aronswurzeln einzugeben. Wider dieses Mittel sträubte sich der Leibarzt Dr. Crato, allein die Mitärzte überstimmten ihn und hießen das Pulver gut. Während der Krankheit betrug sich **Ferdinand** sehr gelassen und ließ sich manchmal vernehmen: Er sei zum Leben und Sterben bereit, er fürchtete den Tod nicht, weil ihm Christus alles Schlimme und Schreckliche benommen habe." — Zuweilen sagte er, er sei mit dem Tode verbunden und weigere sich nicht zu sterben, denn, wenn seine Vorfahren nicht gestorben wären, würde er ihrer Menge wegen, entweder ein Bauer oder Hirt haben werden müssen, und sohin kein Kaiser geworden sein; es sei also billig, daß auch er den Seinigen Platz mache, damit sie zu gleicher Würde gelangen möchten, so lange Gott sie ihnen würde verleihen wollen. Oft bat er Gott, er möge ihn offenbaren, wenn er Jemanden beleidiget hätte, damit er das Unrecht abbitten und den zugefügten Schaden wieder gut machen könne." Am Jakobstage verrichtete er seine Beichte, empfing das letzte Abendmal und machte sich gefaßt zur letzten Reise.

Noch am nemlichen Tage gab er in der Früh Audienz, hielt einen geheimen Rath und unterschrieb bei hundert dreißig Schriften verschiedenen Inhalts. Da ihn der venetianische Bothschafter ermahnte: „Er möchte doch bei seiner so großen Schwäche sich schonen," antwortete er ihm: „Wenn ich das Kaiserthum und mein Land und Leute nicht aufgeben will, so bin ich auch schuldig und verbunden, Jedermanns Gesuch zu befördern und ihm Recht zu erweisen. Mir hat Gott das Kaiserthum und die Reiche empfohlen und anvertraut, darum will ich auch darin arbeiten bis in den Tod. Was soll ein Fürst nutz sein, der sich seines Amtes nicht annimmt?" Eben so antwortete er dem Franz Bathyani, der ihn bat, von seiner angestrengten Arbeit nachzulassen: „Er sei zur Arbeit geboren und finde sich damit nicht beschwert, sie sei ihm vielmehr zur Erquickung und Wollust." Wirklich arbeitete er fort bis gegen vier Uhr Nachmittags, wo er auf die Anzeige seiner Aerzte, daß sein Puls abnehme und sich zu verlieren scheine, den römischen König Maximilian zu sich kommen ließ, ihm als ein liebreicher Vater noch einige weise Lehren gab, wie er regieren, die Religion aufrecht erhalten und schirmen soll, er-

theilte ihm dann seinen Segen und entließ ihn mit dem Auftrage: „Er möchte der Königin Anna, Gemalin des Herzogs Albrecht von Bayern eine gute Nacht sagen.“ Hierauf fragte er seine Aerzte nach der Uhr und ob er schlafen dürfe, und als sie ihm sagten: es sei noch zu früh, legte er sich auf die Seite, sprechend: „Aber der Schlaf überfällt mich schwer.“ — Die Aerzte fühlten nach dem Puls und er fragte, wie sie ihn fänden; und den Leibarzt Crato: „wie befinde ich mich?“ Dieß waren seine letzten Worte, er entschlief kurz darauf, um nie wieder zu erwachen.

Kaiser Maximilian II.

(Geboren 1. August 1527, gestorben 12. Oktober 1576.)

Erzherzog Ferdinand II.

Graf zu Tirol.

(Geboren den 14. Brachmonat 1529, gestorben den 24. Jänner 1595.)

Carl von Oesterreich,

Markgraf zu Burgau.

(Geboren 1560, gestorben 1618.)

Erzherzog Carl II.

von Steiermark.

(Geboren 1540, gestorben 1590.)

Kaiser Rudolph II.

(Geboren am 8. Juli 1552, gestorben den 10. Jänner 1612.)

Kaiser **Maximilian II.** pflegte zu sagen: „Er hielte die für die größten Narren, die, wenn sie selber ihre Händel und Sachen versehen, verdorben, und den Wagen in den Koth geführt hätten, es Gott und dem Glücke Schuld geben wollten, als hätte es Gott so versehen und haben wollen."

*

Als dem Kaiser einer seiner vornehmsten Räthe Glück wünschte, daß er das 49. Jahr seines Alters, als **annum climatericum** von siebenmal siebener überlebt hätte, antwortete er in christlicher Demuth, **quilibet annus est mihi climatericus**, er sei alle Jahre und immerdar zum Sterben bereit.

*

Einmal sagte er in Betreff seiner evangelischen Unterthanen, zu Wilhelm, dem Bischof von Ollmütz. „Er achte es für eine große Sünde, wenn man sich unterstände, über die Gewissen der Menschen zu herrschen."

*

Als der löbliche Kaiser **Maximilian** im J. 1571 nach Dresden zum Churfürsten von Sachsen: Augusto

kommen, welcher den berühmten Arzt Caspar Peucerum, des Philippi Melanchtonis Tochtermanns, wegen einer Streitigkeit über die Allgegenwart des Leibes des Herrn in dem heiligen Nachtmahl, gefänglich einziehen lassen, (in welchem harten Gefängniß er an die 12 Jahre sehr scharf und enge gehalten worden, denn es war ihm entzogen 1) alle Conversation, 2) alle Bücher, 3) alle Schreibmittel an Feder, Tinte und Papier, wie solches in des **Andrae Gryphi** Abdankung S. 464 zu finden) da hat der sanftmüthige Kaiser den Churfürsten gebeten, daß er gemeldeten Peucerum losgeben und ihm schenken wollte; der Churfürst aber wollte sich dazu keineswegs verstehen, sondern wendete vor, daß er Seiner selbst nöthig hätte. Ja, er gab dem Kaiser auf seine fernere Frage: „Warum er ihn gefangen hielte, da er ihm doch nichts nütze wäre?" zur Antwort: „Ich will, daß meine Diener im Glauben mit mir eins sind." — Auf diese Antwort fing der Kaiser wieder an: „Das steht in Eurer Macht nicht, es kommt uns nicht zu, dem Gewissen zu gebiethen, noch Jemand mit Gewalt zum Glauben zu zwingen."

(Hist. Nachricht von Caspar Schwenkfeld. Prentzlau 1744. S. 7.)

*

Kaiser **Maximilian II.** verlangte von dem berühmten Johann von Bologna, zwei geschickte Künstler, einen Maler und einen Bildhauer. Bologna wählte den Maler Bart. Spranger, einen gebornen Antwerpner, den er in Rom hatte kennen gelernt und Johann Mont, seinen Schüler, als Bildhauer. Spranger wollte Anfangs seiner weiteren Ausbildung wegen Rom nicht verlassen, endlich begab er sich doch mit letzterem 1575 nach Wien. Umstände zwangen diesen bald, sich zurückzuziehen, er ging nach Constantinopel und wurde, wie man nach langer Zeit erfuhr, Muhamedaner. Spranger gewann in so hohem Grade die Liebe Kaiser Rudolfs II., daß er nur in dessen Gegenwart mahlen durfte, und die Werkstätte des Künstlers dem deutschen Kaiser zum Erholungszimmer wurde. Im Jahre 1588 erhob ihn Kaiser Rudolf in den Adelsstand mit dem Prädicate van der Linde und hing ihm selbst knieend die goldene Kette um.

*

Als Kaiser **Maximilian** noch Statthalter Spaniens war, begegnete ihm ein sehr seltsames Abentheuer. Er hatte sich im Königreiche Granada mit der Jagd belustigt, gerieth dabei in einem sehr dicken und finstern Walde auf Abwege, verlor seine Jagdgefährten und

konnte sie nicht wieder finden. Nach langen Suchen kam er bei der Abenddämmerung auf eine Flur, wo einige Hirten ihr Vieh weideten. Sie hatten ihn kaum gesehen, als sie schon den Schluß machten, er müsse ein reicher und vornehmer Herr sein, der vieles Geld bei sich habe. Die Habsucht regte sich in ihnen und sie beschlossen, ihn zu berauben und zu erschlagen. Schnell fielen ihn einige an, aber ihn verließ die Geistesgegenwart nicht, er setzte sich zur Wehre, streckte sogleich drei Räuber zu Boden und jagte die übrigen in die Flucht. Allein bevor er noch einen Ausweg aus diesem Raubneste finden konnte, erschien ein weit größerer Haufen Bauern und Hirten mit allerhand Mordgewehren, um den Tod ihrer erschlagenen Mitbrüder zu rächen. Eine gewiß höchst gefährliche Lage des Fürsten; er hatte nur zwei Mittel sich herauszuhelfen, entweder mußte er sich bis auf's äußerste wehren, allein dieß schien ihm unvernünftig und zwecklos, weil der Bauern zu viele waren, oder er mußte sich ihnen entdecken, und dieses war nicht rathsam, weil Frevler und Bösewichte die Strafe von ihm zu fürchten hatten. Er wählte dennoch das Letztere, erwartete den auf ihn zustürmenden Haufen mit kaltem Blute und als er auf ihn zudrang, sprach er mit einer herrischen Stimme: „Haltet ein, ich bin Euer Regent" zugleich riß er sein

Wams auf und wies ihnen seine Ehrenzeichen. Der Haufe stürzte wie vom Blitze getroffen zu seinen Füßen nieder und bat um Gnade. Er verzieh Allen, sie aber führten ihn sicher durch den Wald auf die Heerstraße, wo er sodann unbeschädigt nach Hause kam.

*

Als **Carl IX.** von Frankreich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin anhielt, welches gerade in die Zeit fiel, als Frankreich durch Religionszwiste zerrüttet wurde, so stellte Maximilian dem Könige vor: „Es gefalle ihm nicht, daß seine Tochter in einem Reiche Königin sein soll, welches durch Religionskriege zu Grunde gerichtet werde; er hielt ihm Deutschland zum Beispiel vor, das nun der Ruhe genieße, weil jeder nach seiner Art leben dürfe, der König werde dann auch gewiß folgsamere Unterthanen haben, wenn er darnach handeln werde. Carl **IX.** nahm diese Vorstellungen an, schloß mit den Calvinern Friede und räumte ihnen manche Vortheile ein.

*

Nachdem Maximilian von dem Blutbade, das in Frankreich unter den Calvinern war angerichtet worden, Kunde erhalten hatte, ging es ihm sehr zu

Herzen und er äußerte seine Gesinnungen in einem vertrauten Schreiben an seinen Feldherrn Lazarus Schwendt mit folgenden Worten: „So viel die redliche That, so die Franzosen mit dem Admiral Coligny und den Seinigen tyrannischer Weise erzeigt haben, die kann ich gar nicht loben und hab es mit herzlichem Leid vernommen, daß sich mein Tochtermann zu einem so schändlichen Blutbad hat bereden lassen. Doch weiß ich so viel, daß mehr andere Leute, als er selber, regieren. Aber nichts desto weniger läßt es sich damit nicht beschönigen, ist auch damit nichts ausgerichtet. Wollte Gott, er hätte mich zu Rath gefragt, wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben. Denn er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte.

Er hat ihm hiedurch einen Flecken angehängt, den er nicht leicht ablegen wird. Gott verzeihe es denen, so daran schuldig, denn ich höchlichen besorge, daß sie es erst mit der Zeit erfahren werden, was sie Gutes damit gewirkt haben. Und ist in der Wahrheit nicht anders, als wie Ihr vernünftiglich schreibt, daß Religionssachen nicht mit dem Schwerte wollen gerichtet und gehandelt werden. Kein Ehrbarer, Gottesfürchtiger und Friedliebender wird es anders sagen.

Zudem hat Christus und seine Apostel viel ein anderes gelehrt. Denn ihr Schwert ist die Zunge, Lehre, Gotteswort und ihr Wandel gewest, auch ihr Leben uns dahin reitzen solle, wie sie, und so weit sie Christo nachgefolget, ihnen nachzufolgen. Zudem sollen die tollen Leute, nunmehr es billig, in so viel Jahren gesehen und erfahren haben, daß es mit dem tyrannischen Köpfen und Brennen sich nicht will thun lassen. In Summa, mir gefällt es gar nicht, und ich werde es auch nimmermehr loben, es wäre denn Sach, daß Gott über mich verhängte, daß ich toll und unsinnig würde, wofür ich aber treulich bitten will. Ja kann ich Euch nicht verhalten, daß etliche unverschämte und verlogene Buben sind, die da haben dürfen sagen, was der Franzose in diesem Falle gethan hätte, das wäre nicht allein mit meinem Vorwissen, sondern auch Rath gesehen. Daran thut man mir (Gott weiß) vor ihm und der Welt unrecht. Aber ich hab der unbilligen und unwahrhaften Possen mehr verschlucken müssen. Ich befehle aber alles dem lieben Gott, der wird das Unbillige seiner Zeit wissen zu wenden und zu strafen.

*

Als Kaiser Maximilian bei der polnischen

Königswahl durch Stefan Bathori verdrängt wurde, so äußerte sich der Kaiser folgender Weise: „Den Polen werde niemals ein König gut genug sein und wenn es auch ein Engel vom Himmel wäre, denn sie wollten immer Einen haben, wie sie sich einen einbildeten und durch schön geschmückte Reden vormalen ließen."

*

Da der Kaiser täglich einige Zeit dem Gebete und geistlichen Betrachtungen widmete, so schrieb er bei dieser Gelegenheit manchmal einige merkwürdige Sprüche aus der heiligen Schrift oder der Moral auf einem Tisch hin, um sich derselben des Tags hindurch öfters zu erinnern. Diesen Tisch erbte sein Leibarzt Asto und zeichnete einige aufgeschriebene Sprüche auf, die er der Nachwelt aufbewahrte. Dergleichen sind:

„Wenn Gott für uns ist, wer ist wider uns?"

„Wenn wir Gutes von der Hand Gottes empfangen, warum sollen wir nicht auch das Ueble von ihm annehmen?"

„Vergeblich ehren mich diejenigen, welche Menschensatzungen lehren."

„Höre, sieh' und schweig, wenn Du in Ruhe leben willst."

„Wenn Du alles verlierst, so trachte doch Deinen guten Leumund zu erhalten."

„Wenn man den Lebenswandel der Menschen betrachtet und hört, wie Einer den Andern tadelt, so ist kein Mensch ohne Fehler."

Erzherzog Ferdinand.

Graf zu Tirol.

Der junge Erzherzog befand sich auch beim Reichstag zu Augsburg, bei welchem **Carl V.** über das Schicksal der schmalkaldischen Bundeshäupter seinen Ausspruch thun wollte. Groß und zahlreich war die Versammlung der Großen und Mächtigen Deutschlands, und Augsburgs reiche Bürger eiferten um die Wette, ihren hohen Gästen glänzende Feste, frohe Banquette und Tänze zu geben, um sie nach Würde zu ehren. Im frohen Genusse seines Daseins, mit einer unbefangenen Seele nahm auch unser Erzherzog Theil an den festlichen Kurzweilen.

Bei einem der frohen Tänze erblickte er die Reize eines sanften und holden Fräuleins, die ihn mehr, als Andere an sich zogen. Er forderte sie auf zum Reigen, sie versagte es nicht; er tanzte, sprach mit ihr, die Liebe berührte das tanzende Paar mit

ihrem allmächtigen Zauberstabe und sie liebten sich beide mit glühenden Herzen. Philippine Welser, eine geborne Freiin v. Zinnenburg aus einem der reichsten und ältesten Patrizier-Geschlechter von Augsburg hieß seine Siegerin. Beide sagten sich, daß sie sich liebten und Beide wünschten ihre Herzen und ihr ganzes Wesen auf ewig zu vereinigen. Aber da gab es der fast unüberwindlichen Hindernisse, die ihren Wunsche im Wege standen, so viele, daß sie gewiß alle Hoffnung, ihren Wunsch jemals erfüllt zu sehen, würden aufgegeben haben, wären sie minder verliebt gewesen. Er, eines großen Königs Sohn, ein Abstämmling vom Kaiser, ein Neffe des allgewaltigen **Carl** V. ein Verwandter der mächtigsten Könige von Europa und selbst ein Erzherzog, sie zwar eines reichen und edlen Geschlechts, aber doch immer nur die Tochter eines Privatmannes, der nur eine Stufe höher, als der gemeine Bürgerstand. Zwar besaß sie ausnehmende Reize und Tugenden, allein diese konnten doch das große Gewicht in der Wagschale der Stammtafel ihres Geliebten nicht aufwiegen. Beide waren indessen doch zu tugendhaft, als daß sie sich den Genuß der Liebe ohne Einsegnung des Priesters erlauben wollten.

Ferdinand wagte es daher, seinen königlichen Vater zu einer Verbindung mit Philippine Welser zu bitten; er both alle seine Kräfte hiezu auf, aber sein sonst in Allem so gütiger Vater blieb unerbittlich und stellte ihm väterlich vor, daß er seiner Liebe entsagen möchte, weil sie doch nie könne befriedigt werden. Allein die Liebe war stärker, als die Gründe seines Vaters, sie überwältigte ihn, er wich seiner Leidenschaft, vergaß den Gehorsam gegen seinen Vater, achtete nicht seine Abkunft, noch seine künftige Größe, er gab seine Hand der Geliebten und eilte als Gatte in ihre Arme, nachdem er zwei Jahre lang in marternder Hoffnung und Sehnsucht geschmachtet hatte.

Sehr weh that dieser kühne und unüberlegte Schritt dem gekränkten Vaterherz und es blieb beinahe unversöhnlich. **Ferdinand** mußte sich aus den Augen seines Vaters mit seiner Gattin entfernen, und erst nach 6 Jahren fand Philippine Gelegenheit, sich dem Vater unbekannter Weise zu Füßen zu werfen und um Verzeihung zu flehen. Ihre Sanftmuth, ihre holden Reize, der Ruf ihrer Tugenden und ihrer harmonischen Ehe wirkte, er vergab ihr und seinem Sohne und erlaubte, daß sie jetzt auch öffentlich vor den Augen der Welt als seine rechtmäßige Gattin erscheinen durfte,

jedoch nur unter der Bedingung, daß die Kinder ihrer Ehe niemals der Erbfolge in Oestreichs Staaten fähig sein und auch niemals den erzherzoglichen Titel führen sollten. Der Erzherzog ging die Bedingung ein und blieb treu und standhaft in der Liebe zu seiner Gattin. Beide lebten höchst vergnügt dreißig Jahre miteinander, bis Philippine diese Welt verließ und in eine bessere überging. Er vereinigte ihre beiderseitige Liebe durch ein sehr einfaches, aber geschmackvolles Grabmal, welches noch heute zu Insbruck in der heiligen Kreuzkirche zu sehen ist.

*

Als sich **Ferdinand** als Statthalter Böhmens zu Prag aufhielt, verlor er auf seinem Schreibtische einen Kreuzpartickel. Dieser Verlust ging ihm sehr zu Herzen, er versprach dem Finder desselben eine reiche Belohnung, ließ alle Kisten und Kästen in den fürstlichen Zimmern auf's genaueste durchsuchen, allein der Partickel fand sich nirgends. Hierüber sehr betrübt, wandte er sich zum eifrigsten Gebet, verrichtete allerhand geistliche Uebungen, machte endlich Gott ein Gelübde, wenn er das Verlorne wieder finden würde. Während dieser Andachtsübungen fiel ihm ein, er soll in dem Auskeh-

richt neben der Stiege im Schloßgraben nachsuchen. Alsobald trug er dieses Geschäft seinem Hofkaplane auf und dieser fand das Heiligthum zur größten Freude desselben auf der angegebenen Stelle. Nach der Zeit ließ er den Partickel in ein hohes Kreuz fassen und verehrte ihn der Kirche zu Seefeldt in Tirol.

*

Eingenommen von dem Reitze edler Handlungen, hatte er sich öffentlich erklärt: „Die Tugend sei niemals träg und müßig, ihm wenigstens wären die großen Thaten tapferer und edler Männer immer vor Augen und sie trieben ihn an, von einer Handlung zur andern zu schreiten, ohne ihm Ruhe zu gönnen. Es sei aber dabei sein einziger Wunsch, daß er nie seine Hand darbiethen möchte, etwas wider Recht und Billigkeit zu unternehmen, oder das Unrecht durch eine verwegene That zu vertheidigen und zu unterstützen."

*

Ferdinand besaß eine höchst kostbare Samlung von Schaumünzen, Natur- und Kunstseltenheiten von allen Arten, Edelgestein, Gemälden und Büchern. Nebst diesen Gegenständen sammelte er eine große Menge Waffen

und Rüstungen jeder Art, derer sich die berühmtesten und vornehmsten Feldherrn und Fürsten seiner Zeit bedient hatten. Zu ihrer Anschaffung und Habhaftwerdung scheute er weder Mühe, noch Kosten. Er legte eigene Rüstkammern auf dem Schlosse Ambras an, sie darin aufzubewahren, und war für die Vollendung dieser Sammlung so sehr besorgt, daß er noch auf seinem Todtenbette seinem Sohne Carl auftrug, sie ja gewiß zu ergänzen und dann dem Schrenck von Nozingen befahl, eine kurze Beschreibung aller Thaten derjenigen Männer zu entwerfen, deren Waffen und Rüstungen er besitze, zugleich sollen sie in ihrer Rüstung in Kupfer gestochen und der ganzen Welt zur Schau dargestellt werden „damit," so sagte er, „ihre Namen und ihr Andenken auf die späteste Nachwelt fortgepflanzt werden und die Abstämmlinge seines Hauses stets Männer vor sich haben möchten, die ihnen Muster zu großen Handlungen und Heldenthaten sein könnten." Carl und Schrenck befolgten pünktlich seinen Befehl.

*

Carl von Oestreich,

Markgraf zu Burgau.

Carl war der Sohn Erzherzog Ferdinand II. und der Philippine Welser. Von ihm hat sich nachfolgende Volkssage erhalten: Er sei zu Günzburg öfters auf den Kirchenthurm gestiegen und habe in die ganze Stadt gesehen, ob er nicht Jemanden mit leeren Händen dastehen sehe; erblickte er einen, so ließ er ihn rufen, befragte ihn über den Gegenstand seiner Beschäftigung, und wenn er sich nicht ausweisen konnte, verschaffte er ihm welche in einem Arbeitshause. Auf solche Art rottete er in kurzer Zeit den Müssigang in seiner Residenz aus.

*

Erzherzog Carl II.

von Steiermark.

Wegen der drohenden Türkengefahr hielt **Carl II.** zu Bruck an der Mur 1578 einen Landtag, und verlangte dort von den Ständen die nöthigen Gelder, um diese Gefahr abwenden zu können. Die evangelischen Stände wollten von der Gefahr ihres Vaterlandes nichts hören, sondern verlangten mit Ungestüm

die freie Religionsübung. Der Erzherzog aber gab ihnen ganz ernst zur Antwort: „Ihr Herrn seid alle so sehr für Euer Gewissen besorgt, daß Ihr das Meinige mit der größten Last, welche sich denken läßt, beschweren wollet. Denket Ihr denn nicht daran, daß ich zum Verräther an unserem Vaterlande und an dem Glauben meiner und Eurer Väter und Vorfahren werden müßte, wenn ich Euch die angesuchte Religionsfreiheit gestattete? Wie könnt Ihr, ohne darüber zu erröthen, so etwas auch nur Eurem Feinde zumuthen? Ich bin in der katholischen Religion von Jugend auf erzogen worden, in dieser lebten meine und Eure Eltern und Vorfahren glücklich, in dieser glaubte sich das Volk seit tausend Jahren selig, in dieser will auch ich leben und sterben und keine Gewalt auf Erden wird mich von diesem Entschlusse abwendig machen können. Verlanget daher nicht, daß ich Euch erlaube, was ich nach meinem Gewissen nicht thun kann."

*

Carl befand sich einst auf einer Jagd außer Judenburg; plötzlich erscholl das Geschrei: „Der lutherische Prediger von Oberwels sei gefangen worden." Augenblicklich rottete sich ein Haufe wilder Bauern

zusammen, versah sich mit Mordgewehren, eilte auf den Fürsten zu, umzingelte ihn, erfrechte sich sogar, ihm Gewalt anzudrohen, wenn er nicht sogleich ihren Prediger auf freien Fuß stellen werde; sie wichen auch nicht eher von ihm, bis der Pastor persönlich erschien und den rasenden Haufen zur Vernunft brachte. Großmüthig verzieh **Carl** den Frevlern.

Kaiser Rudolf II.

Die böhmischen Stände waren fest entschlossen, **Rudolf II.** des Thrones zu entsetzen, es koste auch was es wolle. Alle Versuche zur Versöhnung schlugen fehl. Als **Rudolf** die Hartnäckigkeit der Stände vernommen hatte, sprang er erbittert von seinem Sitze auf, eilte an ein Fenster, öffnete es und sprach nach der Stadt hinsehend: „Prag, du undankbares Prag, durch mich bist du erhöht worden und nun stoßest du deinen Wohlthäter von dir. Die Rache Gottes soll dich treffen, und der Fluch über dich und ganz Böhmen kommen! — Diese Verwünschung des tief gekränkten Monarchen scheint bald in Erfüllung gegangen zu sein, da das ganze Königreich durch 30 Jahre von feindli-

chen Heeren verwüstet und durch seine eigenen Landeskinder zum Schauplatze greulicher Blutscenen geworden ist.

*

Rudolph II. hatte in der letzten Zeit seines unglücklichen Lebens oft viel böse Laune. Dieser Tage — schrieb der bairische Abgesandte Joachim von Donnersberg am 10. Juli 1610 an Max I. — sind Sr. Majestät sehr übel gelaunt gewesen. Bei einem Mittagessen haben Sie Tafel und Speisen über einander gestoßen. Sie sind in ihr Zimmer gegangen und haben den geheimen Rath Dr. Hegemüller rufen lassen. Als dieser kam und angemeldet wurde, ließen Sr. Majestät den Kammerdiener in das Vorzimmer hinausrufen: „Er, Hegemüller sei ein Lecker, habe kais. Majestät lang genug betrogen, soll Sie forthin nicht betrügen." — Abends geht der Kaiser mit seinen Kammerdienern gar seltsam um. Er setzt den obersten Kämmerern oft das Rappier an die Brust ꝛc.

(Siehe den 2. Bd. v. P. P. Wolf's Geschichte Max I. ꝛc.)

*

Rudolph gab in früheren Jahren Jedermann gern Gehör, war leutselig, zuvorkommend. Mathias sagte ihm daher einst, er mache sich ein wenig zu gemein und behaupte nicht genug seine Würde; er aber antwortete ihm: „Wenn unsere Würde und unsere Geburt uns über Andere erheben, so müssen wir bedenken, wie sehr wir uns dem gemeinen Manne durch unsere Schwächen nähern."

*

Rudolph entwarf einmal einen Plan zu einem Friedensorden, wodurch er die Gewissensfreiheit aller Christusverehrer gründen wollte. Er nahm sich vor, hiezu alle evangelischen Könige und Fürsten einzuladen, denen so ein Orden nicht zuwieder sein möchte. Er hatte bereits eine Zahl von fünfzig Rittern hierzu aufgezeichnet, eine Formel verfaßt, die ein Jeder bei seiner Aufnahme unterschreiben sollte. Auch die Ordenszeichen verfertigte er, sie bestanden in einer goldenen Armspange, in welcher die Sinnbilder des Friedens eingegraben waren. Zwei solcher Ordenszierden hatte er wirklich den Herrn von Kahn und Schmid,

zweien aus der Steiermark nach Böhmen geflüchteten Protestanten, geschenkt, weil sie sein Zutrauen erworben hatten. Obgleich diese Idee nicht zur Ausführung kam, so kann man doch daraus abnehmen, wie er über die Religion gedacht haben möge.

Kaiser Mathias.

(Geboren 24. Februar 1557, gestorben 20. Mai 1619.)

Erzherzog Albrecht VII.

(Geboren 1559, gestorben 1621.)

Erzherzog Leopold V.

Bischof von Straßburg und Passau, Graf zu Tirol ꝛc.

(Geboren 1586, gestorben 1632.)

Kaiser Mathias.

Heinz Nelle war Hofnarr des Kaiser **Mathias**. Als dieser vom Regensburger Reichstage heimkam, ließ sich der Narr einen großen Folioband prächtig binden mit der Aufschrift „Regensburger Reichstags-Abschied." Der Kaiser versprach sich viel Unterhaltung von dem Inhalt, fand aber nichts als leere Blätter. — „Es steht just so viel darin, als Ihr dort ausgerichtet habt" sprach der Narr.

*

Am 19. März 1609, gesteht Kaiser **Mathias** den Protestanten im Lande unter der Enns durch die berühmte Wiener-Revolution unbedingte Glaubensfreiheit zu. Die österreichischen Landstände huldigen ihm nun und die innere Ruhe wird wieder hergestellt. Sein Vetter, der Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, so wie der Bischof zu Wien und der päpstliche Nuntius bestürmten ihn zwar, die den Protestanten ver-

liehene Religionsfreiheit zu widerrufen, allein er wies ihre Zumuthungen standhaft zurück mit den Worten: „Kaiserwort muß Gotteswort gleichen und ewig wahr sein.“ —

*

Der Cardinal Cleßel, Bischof zu Wien, ein Mann von dunkler Geburt, aber großem, weitumfaßenden Geist, ausgezeichneten Talenten, edlen und einschmeichelnden Sitten war derjenige, dem **Mathias** sein Vertrauen schenkte und den er sich zum Gehilfen seiner Regierung wählte; Cleßel wurde sein einziger und erster Rathgeber, Minister und Freund, er war arbeitsam, dienstefrig und seinem Monarchen eifrigst ergeben; allein das Vertrauen des Monarchen und die in seine Hände gegebene Gewalt, machte ihn auch stolz, und er glaubte, alles müsse ihm auch eben so, wie dem Monarchen, gehorchen. Was nicht sein Werk war, wurde von ihm verworfen; darum durchkreuzte er die bestgemeinten Anschläge für die Wohlfahrt des Vaterlandes der Erzherzog; selbst begegnete ihnen nicht mit der geziemenden Ehrfurcht und wagte es sogar, ihnen den Rang bei Hof und im Staatsrathe streitig zu machen. Hiedurch beleidigt, ließ ihn endlich der Bruder des

Kaisers, Erzherzog Maximilian und Ferdinand der König, selbst in der Burg gefangen nehmen und in eine entfernte Provinz wegführen. Als es geschehen war, hinterbrachten sie die Nachricht davon dem Kaiser selbst, worüber er, da er eben am Podagra leidend, im Bette lag, so vom Schmerz gerührt wurde, daß er nicht reden konnte, in das Betttuch biß und aus Scham und Aerger ganz roth wurde. Es gaben ihm nach der Zeit einige seiner Räthe den Anschlag, diesen Eingriff des Erzherzogs und des Königs in seine Rechte zu ahnden, und die Wiedervergeltung auszuüben, indem er den Minister des Königs, den von Eggenberg und den Oberstkämmerer des Erzherzogs den von Stadion, beide Lieblinge ihrer Fürsten, gleichfalls gefangen nehmen und nur gegen die Bedingung der Befreiung des Cardinals Kleßel wieder losgeben solle. Aber dieses wollte er nicht, denn Rache schien ihm eine allzuniedrige Leidenschaft in dem Charakter eines Fürsten zu sein. Er verschmerzte die Kränkung, obschon sie ihm so sehr an's Herz ging, daß er darüber schwermüthig wurde und nach dem Zeugnisse des Piasek manchmal ausgerufen haben soll: „Gebt mir meinen Kleßel wieder."

*

Dieser Bischof Kleßel zu Wien, drang in den Kaiser man solle den Wienerischen Bürgern nicht erlauben, nach Hernals in die lutherische Predigt zu gehen, sondern man solle sie in Wien aufhalten. Der Kaiser fragte seinen Gecken Nelle, was er dazu meinte. Dieser sagte: „Laß den Kleßel zu Hernals, und den Hernalser Prediger zu Wien predigen, so werden die Lutheraner nicht hinauszugehen begehren."

Erzherzog Albrecht VII.

Albrecht VII. war der Sohn Kaiser Maximilian des II. und von Philipp II. zum Regenten der Niederlande bestimmt. St. Geran, Gouverneur von Bourbon, war als Kriegsgefangener einige Zeit zu Brüßel. Er genoß daselbst alle nur mögliche Freiheit und konnte alle Schönheiten, Kunstwerke und Merkwürdigkeiten der Stadt frei und ungehindert besichtigen. Unter Andern sah er auch eine überaus schöne und prächtige Rüstung, welche sich der Erzherzog verfertigen ließ. Als nun St. Geran seiner Kriegsgefangenschaft entledigt, zu seinem König und Herrn zurückgekommen war, erzählte er ihm unter an-

dern auch sehr vieles von jener kostbaren Rüstung. Schnell entstand in Heinrich der Wunsch, eine ähnliche Rüstung von eben dem Meister, der die des Erzherzogs gemacht hatte, zu besitzen. Er schickte daher einen eigenen Bothen an den Herrn Sancerre, Geschäftsträger der verwitweten Königin Isabella, aus Frankreich, zu Brüssel und verlangte, daß er ihm so eine Rüstung anschaffen sollte. Sancerre, der sich keines Verdachts mit dem Feinde aussetzen wollte, eröffnete dem Erzherzog das Verlangen. **Albrecht** antwortete: „Er sei damit ganz wohlzufrieden, er soll nur die Bestellung machen." Indessen ließ er dem Fabrikanten unter der Hand bedeuten, er solle die Rüstung außerordentlich schön und gut zuarbeiten und seiner Belohnung versichert sein. Also wurde sie auf's vorzüglichste gearbeitet, der Erzherzog bezahlte sie insgeheim und da Sancerre sie abzuholen kam, und gleichfalls bezahlen wollte, erfuhr er, daß es schon geschehen sei, zugleich bedeutete man ihm, daß ihn der Erzherzog zu sprechen verlange. Er ging nach Hof, wo ihm der Erzherzog sagte: „Er mache dem König mit dieser Kleinigkeit ein Geschenk, er würde sie ihm freilich lieber als Zeichen des Friedens, als des Krieges übersenden." — Sancerre reiste mit der Rüstung ab und überreichte

sie dem König zu Monceaux. Dieser war sowohl über die Rüstung, als auch wegen der Begleitungsformel sehr vergnügt und trug ihm auf, dem Erzherzoge zu danken und zu melden, er möchte nur den Ort bestimmen, wo man des Friedensgeschäftes wegen, zusammentreten möge. — Bald nahm der Krieg mit Frankreich sein Ende.

*

Heinrich IV., König von Frankreich, wollte nach geschlossenem Frieden mit dem Erzherzog gute Freundschaft pflegen und deßwegen eine eigene Gesandtschaft nach Brüssel senden. Seine Absicht erklärte er seinen Hofherrn, und sprach dabei: „Er brauche zu diesem Gesandtschaftsposten einen beherzten und sehr geschickten Mann, der im Stande sei, die deutsche, spanische und niederländische Gravität des Erzherzogs zu ertragen." Er hatte kaum ausgeredet, als sich ein Großer seines Reiches ihm vorstellte und sprach, wenn ihn Heinrich mit dieser Gesandtschaft beehren wolle, so werde er sie rühmlich vollenden und alle Gravität des Erzherzogs soll ihn nicht aus seiner Fassung bringen können." Der König ernannte ihn sogleich zum Gesandten und er ging nach Brüssel ab. Indessen schrieb Hein-

rich heimlich an den Erzherzog und meldete ihm: „Er habe ihm einen Gesandten geschickt, der sich rühme, es mit seinem erhabenen Ernste aufnehmen zu wollen. **Albrecht** würde ihn dennoch sehr verbinden, wenn er ihm von dessen Erfolg Nachricht ertheilen wolle."

Der Gesandte traf in Brüssel ein, **Albrecht** bestimmte den Tag zu seiner Audienz. Indessen ordnete er selbst alles an, wie es dabei am Hofe sollte gehalten werden. Die größte Pracht mußte im ganzen Pallast zur Schau ausgelegt werden, der ganze sehr zahlreiche Hofstaat mußte erscheinen, die Leibgarden und Hofbeamten dem Gesandten entgegen gehen, und ihn mit niedergeschlagenen Augen, abgemessenen Schritten und dem ehrfurchtvollsten Schweigen bis in den Empfangssaal begleiten. Alles dieses setzte den anfahrenden Gesandten schon in einige Verlegenheit, als er aber in den Audienzsaal trat und den Erzherzog unter einem goldenen Thronhimmel umgeben von dem vornehmsten Adel des Landes, mit ernstem Blicke und einer Miene voll Majestät erblickte, verlor er alle Geistesgegenwart, fing an zu zittern, machte eine bizarre Verbeugung, verstummte und überreichte endlich in der Verwirrung demselben einen Handschuh statt des Be-

glaubigungsschreibens. Der Erzherzog sah seiner Verwirrung ein Weilchen zu, da er aber merkte, daß er sich nicht herauszuwinden wußte, redete er ihn freundlich an, verhalf ihm zum Worte und riß ihn aus der Verlegenheit. Diese kleine Züchtigung seiner Prahlerei versüßte ihm **Albrecht** aber während der Zeit seines Aufenthaltes an seinem Hofe durch allerhand Vergnügungen, und durch reiche Geschenke, die er ihm bei seiner Abreise verehrte.

*

Während **Albrecht** Ostende belagerte, begegnete ihm ein ganz besonderer Fall, der seinem guthmüthigen Charakter im vollen Lichte zeigt. Es hatten seine Truppen einige Außenwerke der Stadt erstürmt und auch ein Fort, genannt Fer à cheval eingenommen. Die Belagerten machten einen Versuch, es wieder zu erobern, wurden aber zurückgeschlagen. Indessen hatte doch das Fort dabei großen Schaden gelitten. Es bedurfte schleuniger Ausbesserung, allein diese war mit vieler Gefahr verbunden. **Albrecht,** um die Seinigen bei der Arbeit anzueifern, begab sich persönlich dahin, obschon seine Generäle ihm die kräftigsten Vorstellungen mach-

ten, daß er sich der Gefahr nicht bloß stellen sollte, weil leicht ein gäher Ausfall gewagt werden, oder die Kanonen auf dasselbe zu spielen anfangen könnten. Auf dem Wege zum Fort hielt ihn ein burgundischer Soldat, Peter **Le gros**, auch zugenannt Pabst, der Schildwache stand, an, und bot ihm ein Faschinenbündel dar, mit dem Bedeuten: „Dieses müsse er in's Fort tragen, denn so laute der Befehl seiner Officiere." — Gaston Spinola, der erste Waffenträger des Erzherzogs, gab dem Gemeinen hierüber einen Verweis und zu verstehen: „Es sei der Erzherzog selbst." Allein Peter **Le gros** achtete auf dieses nicht, legte die brennende Lunte an die Zündpfanne seiner Muskete und versetzte unerschrocken: „Sein Corporal habe, als er ihn dahin gestellt, keinen Menschen von dieser kleinen Frohne ausgenommen, wenn es gleich der Kaiser oder König wäre," und fügte noch lächelnd, auf seinen Namen anspielend, bei: „Der Pabst habe ja Allen zu befehlen." **Albrecht** nahm gutwillig sein Faschinenbündel auf die Schulter und trug es nach dem Fort, sogleich verwies er es dem Spinola, daß er dem Manne, der seinem Befehle pflichtmäßig nachkam, einen Verweis gegeben habe. Als die Herren im Ge-

folge des Fürsten sahen, was er that, nahmen auch sie Faschinenbündel und trugen sie in's Fort, woselbst eine neue Batterie angelegt wurde. Das Bündel des Erzherzogs wurde abgesondert gelegt, und zum ewigen Angedenken die Faschine „seiner Hoheit" benannt. Er beschenkte die wackere Schildwache und fand großes Vergnügen an dem drolligen Einfall des Pabsten.

*

Albrechts Lieblingsbeschäftigung war die Lektüre, der er täglich einige Stunden widmete, wenn es immer thunlich war. Jede Meßzeit ließ er sich ein Bücher-Verzeichniß von Frankfurt kommen, wählte sich selbst die Bücher aus, die ihm besagten und befahl, sie ihm anzukaufen. Das Werk des Leonhard Bessius, besonders das 20. Hauptstück des zweiten Buches vom Rechte und der Gerechtigkeit, las er sehr fleißig, hatte es immer vor sich auf dem Tische aufgeschlagen und sagte oft: „Dieses Buch und sein Schwert seien die Schützer der Gerechtigkeit."

*

Leopold V.

Bischof von Straßburg und Passau, Graf zu Tirol.

Leopold war ein Sohn Erzherzog Carl II. von Steiermark. Kaiser Rudolph II. ernannte ihn zum kaiserlich bevollmächtigten Commissär und Verweser der durch den Tod des Herzogs Wilhelm von Cleve erledigten Reichsländer und Lehen, auf so lange, bis der wegen dieser Erbschaft entstandene Streit entschieden sein würde. Weil aber dieses Geschäft sehr häcklich, und der Posten sehr gefährlich war, so trug **Leopold** Bedenken, ihn anzunehmen, allein auf das Zureden der niederländischen und spanischen Gesandten, und auf ihre Versicherung, daß ihn ihre Herrn sowohl mit Geld und Mannschaft im Nothfalle unterstützen würden, daß der Kaiser es auch sehr wünsche, so nahm er ihn endlich an und reiste nach Jülich ab. Indem er aber mit Grund befürchten konnte, von den um das Erbe streitenden Fürsten aufgefangen zu werden, so verkleidete er sich in einen Reitknecht, wurde jedoch durch einen Zufall verrathen, da er aus einem Wirthshause abreisen wollte. Denn, als er sein Pferd selbst aufzäumte, und es nicht so ganz geschickt angriff, half ihm der Hausknecht des

Wirthshauses und erblickte die zarten Hände desselben: auf einmal rief er aus: „Potz Sapprament, Ihr habt gewiß noch wenig Rosse gestriegelt, da Ihr so zarte Hände habt." **Leopold** wähnte erkannt zu sein, schwang sich rasch auf's Pferd und ritt spornstreichs davon, erreichte Jülich glücklich und wurde vom Stadtgouverneur als kaiserlicher Kommissär an- und aufgenommen.

Kaiser Ferdinand II.

(Geboren 9. Juli 1578, gestorben 15. Februar 1637.)

Erzherzog Leopold VI.

Bischof von Straßburg, Paßau, Olmütz ꝛc.

(Geboren am 6. Jänner 1614, gestorben 1662.)

Als **Ferdinand II.** am 28. August 1619 zu Frankfurt einstimmig zum deutschen Kaiser erwählt wurde, traf er Anstalten, dahin abzureisen und ernannte seinen Bruder, Erzherzog Leopold, zum Stadthalter von Wien, das kurz vorher die Rebellen Thurn und Bethlen Gabor mit einer Belagerung bedroht hatten, und gab Demselben den kriegserfahrenen Buquoi an die Seite. Als nun Einige den Kaiser darauf aufmerksam machten, wie gefährlich es sei, in dem gegenwärtigen Augenblicke Wien zu verlassen, gab er mit Nachdruck zur Antwort: „Ich werde ruhig zu Frankfurt schlafen, denn ich weiß, Graf Buquoi wacht hier für mich."

*

Khevenhüller erzählt in seinen Annalen von Kaiser **Ferdinand II.** folgenden Zug: Die Mährer haben sich auf Gnad' und Ungnad' ergeben, unter welchen Ständen Graf von Achot, kais. Majestät Kämmerer, zum Pfalzgrafen gefallen und dort Kämmerer worden, auch diskurirt: wie der Kaiser auf der Jagd

leicht könnte gefangen oder aufgerieben werden, und als einstmals nach erhaltenem Pardon sich Ihre Majestät gegen ihn von Achot ganz gnädigst erzeigt, ein anderer hoher Offizier gefragt: „wie Ihre kaiserliche Majestät einem solchen, der sie so hoch beleidigt, lieben und trauen könnte?“ dem haben Sie geantwortet: „Wann ich Einen pardonire, so thue ich es mit solchem treuen Herzen, daß ich nimmermehr was Böses von ihm gedenke und ist mir gleichsam, als wenn er nie nichts wider mich gethan hätte.“

*

Als die böhmischen und östreichischen Rebellen Wien umzingelten, so beschossen sie auch die Burg des Kaisers. Es fielen bald einige Kanonenkugeln in die Vorzimmer des Fürsten und trieben ihn aus seinem Zimmer. Laut jubelten jetzt seine öffentlichen Feinde in der Stadt, mit hämischer Schadenfreude schielten die heimlichen nach ihm, und rings umher lauerten feindselige Beobachter auf ihn. Da stand er jetzt verlassen von Jedermann, nur nicht von sich selbst, ohne alle Vertheidigungsmittel, aber er stand wie ein Fels im tobenden Meer, unerschütterlich fest, und sah mit heiterm Blick der heranwälzenden Fluth des tobenden Sturmes entgegen. Sicherer hielten sich nicht seine

Feinde, wie er seiner Sache, obgleich der protestantische Pöbel schon von seiner Einkerkerung in ein Kloster sprach und von nichts andern träumte, als wie jetzt die Regierungsform anzuordnen, Oestreichs Staaten zu vertheilen, die protestantische Religion im Triumphe und selbst die jungen Erzherzoge in dieser zu erziehen seien. Allein alles dieses erschreckte den Fürsten nicht. Er war zwar auf keine Belagerung gefaßt, hatte kaum eine Handvoll Soldaten zu seinem Dienste, die aber weder Muth, noch Willen hatten, für ihn und die gute Sache zu streiten; denn Brod und Sold mangelte ihnen, dessen ungeachtet gab er die Hoffnung nicht auf, sich zu erhalten. Er machte die bestmöglichsten Vertheidigungsanstalten, suchte durch seine eigene Standhaftigkeit den Muth seiner Getreuen zu beleben, hielt selbst die Runde und beobachtete in eigener Person die Arbeiten und Belagerungswerke seiner Feinde. Da er sich bei dieser Gelegenheit mit seinem Artillerie-Hauptmann auf einer Warte der Burg befand, so entdeckte dieser die feindlichen Heerführer ziemlich nahe an der Mauer der Stadt, er wandte sich um und sprach zu dem Fürsten: „Wenn er befehle, so wolle er jetzt seine Feinde mit einem Kanonenschuß zerschmettern.“ — **Ferdinand** stand hierüber eine Weile nachdenkend,

als aber der Hauptmann sein Vorhaben in's Werk setzen wollte, so hielt er ihn mit den Worten zurück: „Sie mögen leben und Gottes Strafgericht vorbehalten werden."

*

Indem die Aufrührer sahen, daß nirgends eine Hilfe für ihren Fürsten erscheine, wurden sie unverschämt und dreist, und sechzehn ihrer ständischen Mitglieder begaben sich unter der Anführung eines gewissen Thomas Thonradel, Herrn von Evergaßing, nach der Burg, traten plötzlich vor denselben, machten ihm die bittersten Vorwürfe wegen der Ausschweifungen seiner Soldaten, legten ihm eine sogenannte Bittschrift vor, in welcher sie seine Einwilligung zu ihrem Bündnisse mit Böhmen und zu ihrer eigenmächtigen Bewaffnung verlangten, und mit frechem Ungestüm in ihn drangen, ja Thonradel trieb seine Vermessenheit so weit, daß er ihn bei den Knöpfen seines Wams ergriff und mit stolzem Trotze fragte: „Nun **Ferdinand**, willst Du noch nicht unterschreiben?" Aber **Ferdinand**, nie größer, als in diesem Augenblicke einer Noth, unterschrieb nicht, zog sich in sein Kabinet zurück, nahm seine Zuflucht zum Gebete und suchte Ret-

tung bei Gott. Er war noch im Gebete begriffen, als sein Beichtvater kam, ihn zu besuchen. Er mußte warten, bis er seine Andacht vollendet hatte und nun kam ihm der Fürst mit heiterer Miene entgegen, sprechend: „Lieber Pater, ich habe so eben die Gefahren überdacht, welche mir von außen drohen, ich überlegte das Streben meiner Feinde in den Vorstädten, die Bewegungen und Fallstricke derselben in der Stadt selbst. Ich kenne Alle gar wohl. Da ich nun keine menschliche Hilfe sah, so wandte ich mich zu Gott, warf mich auf meine Knie nieder, und betete, daß sein Wille geschehe, wie es zu seiner Ehre gereichen solle, ich sei zu allem bereit. Kaum habe ich ausgebetet, so fühlte ich mich aufgeheitert und beruhigt und ich hoffe, Gott wird die Anschläge meiner Feinde vernichten." **Ferdinand** wurde auch bald durch den Obersten St. Hilair gerettet und bald verbreitete sich die allgemeine Sage: ein Crucifix habe mit dem Kaiser geredet und ausdrücklich die Worte vernehmen lassen: „**Ferdinand,** ich werde Dich nicht verlassen." (**Ferdinande non ie deseram.**)

*

Als Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen 1632 gefallen war, so jubelten die Kurzsichtigen am

Hofe des Kaisers und fingen an, den Feind zu verachten, indem sie jetzt den Krieg für geendigt hielten. Allein **Ferdinand** sprach ohne die mindeste Gemüthsveränderung: „Lasset uns in Demuth fortfahren und die Sache Gott, dem Herrn, demüthiglich empfehlen." Und da man ihm nach der Zeit das blutige Koller des gefallenen Königs zeigte, trauerte er und sagte: „Gustav war ein trefflicher Fürst, ein erfahrner Feldherr und nur bedaure ich, daß er eine schlimme Sache vertheidigte. Ich wollte ihm gern ein längeres Leben und eine frohe Zukunft in seinem Königreiche gegönnt haben, wenn nur der Friede in Deutschland erzielt worden wäre."

*

Ferdinand haßte die Protestanten nicht und sagte oft: „Sie irrten sich, wenn sie glaubten, daß er sie hasse, er liebe sie vielmehr, denn, wenn er sie nicht liebte, würde er sie ihren Irrthümern überlassen. Aber Gott sei sein Zeuge, daß er sie liebe und zwar so sehr, daß er selbst mit Gefahr seines Lebens ihr Wohl befördern möchte."

*

Im Rathe liebte **Ferdinand** die Offenherzigkeit und Freimüthigkeit der Meinungen. Nicht selten ver-

theidigte er die untergeordneten Räthe gegen die höheren und vornehmeren, wenn jene ohne Ansehen und Rücksichten der Personen ihre Meinung frei ablegten und die Letzteren hierüber ihr Mißfallen merken ließen. Er erklärte sich schriftlich: „Er hasse im Rathe die stummen Hunde und heiße es nicht gut, wenn Jemand durch die Authorität eines Andern zu einer Meinung sich hinreißen lasse, welche er sonst nicht billigen würde; er liebe hingegen diejenigen, welche aufrichtig, frei und mit bescheidenem Anstand ihre Gesinnungen erklärten."

*

Da er noch als Erzherzog die innerösterreichischen Lande regierte, bat ihn einer seiner Hofbeamten um ein Empfehlungsschreiben an einen auswärtigen Hof. **Ferdinand** sagte ihm's zu und gab seinem Kanzler Befehl, es auf's Beste auszufertigen. Einer seiner Hofgünstlinge glaubte, diese Empfehlung möchte ihm schaden und ging zum Kanzler, stellte sich, als habe er vom Erzherzog den Auftrag, ihm zu sagen: „daß er dem bewilligten Empfehlungsschreiben eine Begleitung beisetzen und den Fürsten, an den es gerichtet, benachrichtigen soll, der Erzherzog habe dem Bittwerber sein Gesuch nicht abschlagen wollen, um ihn nicht zu betrüben,

indessen würde es ihm sehr angenehm sein, wenn er auf das erlassene Schreiben keine Rücksicht nehmen wolle, weil er glaube, die Gewährung der Bitte des Empfohlenen möchte Diesem mehr schaden, als nützen." – Der Kanzler, bekannt mit **Ferdinands** offener Seele, schöpfte Verdacht wider den Günstling und meldete dem Kaiser, was ihm dieser in dessen Namen zu thun aufgetragen habe. **Ferdinand**, sonst nicht zornmüthig, ereiferte sich über diese Niederträchtigkeit, und rief unwillig aus: „Also erdreistet sich jener Mensch, mich zum Lügner und Gleißner zu machen? Ich will lieber in jedem andern Stück böse heißen, als in diesem Falle. Dergleichen Kunstgriffe kennt mein Herz nicht und wird sie niemals kennen. Vollziehen Sie meinen Auftrag und jener soll auf der Stelle entlassen sein, und mein Hoflager auf ewig meiden, denn nie werde ich an meinem Hofe Trug und Arglist dulden."

*

Einst schlug ihm einer seiner Hofräthe vor, er möchte sich doch nicht mit dem Durchlesen der Bittschriften der Armen und der geringeren Volksklassen abgeben, sondern dieses Geschäft lieber einem seiner Räthe überlassen, aber er antwortete ihm: „Es ist mir an-

genehm und nicht beschwerlich, den Armen Hilfe zu leisten, dazu bin ich von Gott berufen, wir gewinnen den Himmel durch die Untersuchung ihrer Bittschriften und Anliegen. Ich weiß nicht, ob dieses geschieht, wenn wir uns mit den Angelegenheiten der Großen und Fürsten abgeben." --

*

Ferdinand kam von einer großen Reise nach Prag, wo man schon die Tafel gedeckt hatte, auch waren die Speisen bereits aufgetragen; er wollte sich's bequem machen, und zog die Stiefeln aus, allein jetzt waren weder Schuhe noch Pantoffeln in Bereitschaft. Alle Höflinge geriethen über dieses Versehen in Gährung und fingen an, über die Nachlässigkeit Desjenigen zu schimpfen, der dieses zu besorgen hatte. Er aber half der großen Verwirrung damit ab, daß er sagte: „Wir wollen uns zu Tische setzen, wir brauchen dabei weder Schuhe, noch Pantoffeln, es ist ja nicht kalt." — Er ging zu Tische.

*

Ferdinand äußerte sich mehrmals: „Er wolle lieber, daß alle seine Provinzen abfallen möchten, als

daß er ein ungerechtes Urtheil sprechen, oder wissentlich eine Ungerechtigkeit begehen soll." Er gab hievon Beweise. Es wurde zu Radkersburg, da er noch als Erzherzog zu Grätz residirte, ein ungarischer Edler, Georg Banfi, ermordet. Die Ursache seiner Ermordung schrieben einige Ungarn dem Befehlshaber der Besatzung zu, und sie forderten mit wildem Ungestüm den Kopf desselben. Man weigerte sich, dieses zu thun, die Stadt wurde bald darauf angezündet, und schnell verbreitete sich das Gerücht: Die ganze Steiermark werde die Waffen ergreifen, den Tod Banfi's zu rächen. Einige ängstliche Räthe am Hofe des Erzherzogs gaben ihm jetzt den Anschlag, den beschuldigten Befehlshaber hinrichten zu lassen, um durch den Tod dieses einzigen Mannes die obschwebende Gefahr von dem Scheitel Aller abzuwenden. Jedoch **Ferdinand** ließ sich nicht schrecken, er sprach männlich und fest: „Ich will nicht, daß dem Hauptmann etwas am Leben geschehe, wenn er's nicht verschuldet hat, es sollen mich weder Bedrohungen und Gefährlichkeiten zu einiger Ungerechtigkeit bewegen, wenn gleich das ganze Land darüber sollte in Brand gesteckt und ich darüber mit Weib und Kind betteln gehen müssen." Noch ein Beispiel seiner Gerechtigkeitsliebe. — Als er nun Kai-

ser war, erschien an seinem Hofe ein ansehnlicher Fürst Italiens wegen einer Lehensstreitigkeit; der Kaiser fand Geschmack an seiner Person, zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus und bewies sich ihm ungemein gefällig. Der Fürst, hierüber erfreut, wähnte seinen Rechtshandel jetzt gewiß zu gewinnen und betrieb dessen Entscheidung mit Nachdruck. **Ferdinand** ließ sich also den ganzen Rechtsstreit vortragen, Gründe und Gegengründe in seiner Gegenwart von seinen Räthen auf das Genaueste auseinandersetzen und, nachdem alles dieß geschehen und reiflich und nach strengen Rechten geprüft war, erging das Urtheil und fiel wider den Fürsten aus. Darüber verwunderten sich die Höflinge sehr und Einer derselben fragte: „Wie sich Ihre Majestät in der Folge mit dem Fürsten benehmen wollten?" — „Wie vor gefälltem Urtheile," erwiederte der Kaiser, „denn der vertraute Umgang mit ihm erlaubte mir nicht, von der Gerechtigkeit abzuweichen, und meine Zuneigung berechtigte ihn nicht, von mir etwas zum Nachtheile der Gerechtigkeit zu verlangen." —

*

Als der Kaiser der Krönungsfeierlichkeit seines Sohnes Ferdinand III. zu Prag zugesehen hatte, sagte

er zu einem seiner Vertrauten: „Alle Pracht und Ehre der Könige und Kaiser scheint mir einem Schauspiele zu gleichen. Ich habe jetzt der Krönung zugesehen und keinen Unterschied zwischen den Theaterkönigen und den wirklichen gefunden, als nur in der Länge der Dauer, indem jene nur etliche Stunden, diese aber einige Jahre regieren. Ihre Ehrenbezeugungen dauern nur so lange sie leben; nach ihrem Tode sind sie, so wie andere, vergessen." —

*

Als Jemand in seiner Gegenwart und mehrerer Großen des Hofes erzählte, ein kaiserlicher Soldat habe einem der Feldherrn einen Arm durchschossen, versetzte sogleich ein witzelnder Höfling: „Der Soldat habe sehr gefehlt, daß er dem Generalen nicht das Herz durchschossen habe." — Der Monarch hörte dieses kaum, so drehte er sich mit einem ernsten Blicke gegen den Höfling und sprach: „Ich bitte Sie, mit welchem Gewissen getrauen Sie sich, Ihrem Nächsten ein solches Uebel zu wünschen?"

*

Bei dem allgemeinen Landtage zu Grätz im J. 1599 hatte ihn der Sprecher der protestantischen Stände mit

höchstem Unglimpfe angegriffen, ihn mit den bittersten Vorwürfen überhäuft, einen blutdürstigen und blinden Zeloten gescholten, kurz, sich so unanständig und frech betragen, daß selbst seine Parthei hierüber erröthete. **Ferdinand** schwieg, ließ ihn schimpfen und zog ihn deßwegen nicht einmal zur Verantwortung. Die verleumderischen Schriften seiner Feinde achtete er eben so wenig, er ließ sich nicht einmal um ihre Verfasser erkundigen und wollte auch nicht, daß man sie widerlege; „denn" sagte er: „ich bin nur darauf bedacht, daß ich nichts Unrechtes thue, nicht aber, was man von mir redet, oder schreibt."

*

Zur Zeit des böhmischen Aufstandes erboth sich ihm Einer, die Häupter der Unruhen aus dem Wege zu räumen, nur bat er sich aus, der Kaiser möchte nach vollbrachter That, im Falle er selbst bei seinem Unternehmen gefangen oder getödtet werden sollte, sich seines hinterlassenen Weibes und seiner Kinder annehmen. Diesem Waghalse ließ er bedeuten: „Sein Vorhaben sei weder christlich, noch kaiserlich, er wolle öffentlich handeln, durch Waffen seine gerechte Sache verfechten, den Ausschlag aber Gott überlassen."

*

Kaiser **Ferdinand II.** hatte folgendes Sprichwort: „Seiner Krone größter Schatz seien drei Steine und drei Berge: Wallenstein, (Fürst Karl) Lichtenstein und (der Kardinal von) Dietrichstein — Eggenberg, Questenberg und Werdenberg."

(Siehe Hormayer's Oesterreich. Plutarch 2tes Bändchen, p. 66.)

*

Erzherzog Leopold VI.

Bischof von Straßburg, Passau, Ollmütz ꝛc.

Erzherzog **Leopold** war der zweitgeborne Sohn Kaiser Ferdinand II.

Er verfolgte einst als Jüngling auf der Jagd ein Stück Wild zu Pferde und ritt in der Hitze seiner Jagdbegierde, ohne es zu ahnen, in ein reifes Kornfeld. Sein Hofmeister, dieß ersehend, rief ihm zu: „Durchlauchtigster Prinz! Sie werden dem Bauer den Schaden ersetzen müssen, den Sie seiner Saat zufügen." Auf der Stelle ritt er zurück und schien ganz vergessen zu haben, daß er einem Wilde nachsetzte.

(Vide Avancini gesta et virtutes Leopoldi Wilhelmi. Part. I., p. 16.)

*

Unter König Philipp IV. war **Leopold** Statthalter der Niederlande. Cromwell, der berüchtigte Usurpator des englischen Thrones, ließ einst ein durch Sturm an die englische Küste verschlagenes spanisches Schiff, das Geld für die niederländische Regierung führte, wegnehmen und es durchaus nicht mehr verabfolgen. Die Räthe des Erzherzogs drangen nun in ihn, das Wiedervergeltungsrecht an den Kauffahrteischiffen der englischen Handelsleute auszuüben und die in den niederländischen Seehäfen befindlichen Schiffe in Beschlag zu nehmen. Aber er wollte nicht, sondern gab ihnen zur Antwort: „Was wollen wir dem Cromwell oder dem Parlament, die das Schiff unrechtmäßig zurückhalten, wegnehmen, um uns zu rächen? Die Kaufmannsgüter, die in unsere Häfen eingeführt werden, gehören nicht dem Cromwell, nicht dem Parlament, sondern Privatleuten zu, sollen also diese Unschuldigen entgelten, was Jene verbrochen haben? Ich würde dieses gut heißen, wenn derjenige den Schaden fühlte, der ihn zugefügt hat.

*

Einst schimpfte einer seiner Diener laut gegen ihn; er hörte es selbst. Man warnte den Unbesonnenen

mit der nahen Gegenwart des Fürsten, aber er fuhr dessenungeachtet in seiner Lästerung fort. **Leopold** entließ ihn zur Strafe seines Dienstes, gab ihm aber eine jährliche Pension für sein ganzes Leben.

*

Ein Anderer hatte ihm aus seiner höchst kostbaren Bildersammlung, auf die er Vieles verwendet hatte, einige Gemälde entwendet, sie verkauft und auf verbothene Lüste das daraus gelöste Geld verschwendet. Er wurde entdeckt, und vom Gerichte zum Tode verurtheilt; allein **Leopold** begnadigte ihn und befahl, ihn nur mit einem zeitlichen Gefängniß zu strafen, denn es schmerzte ihn nicht so viel der Diebstahl, als die schlechte Verwendung des Geldes.

*

Rein und keusch war **Leopolds** Lebenswandel, darum vermied er mit äußerster Sorgfalt allen besondern Umgang mit dem schönen Geschlechte und fand sich nicht ein an den Orten, wo er wußte, daß die Damen und Schönen Seiner harrten, um ihn zu sehen, verschloß ihnen seinen Garten zu Brüssel und wollte nicht einmal mit Fürstinnen sich besprechen. Er mußte die Königin Christine von Schweden in seinem Pal-

laste aufnehmen, ließ aber den Theil, welchen er bewohnte, dergestalt verriegeln und verschließen, daß aus einem Gebäude, zwei ganz abgesonderte entstanden zu sein schienen. Einst besuchte ihn die Gemalin des Herzogs von Braunschweig und Schwester des Churfürsten von Brandenburg zu Schöningen, er bewirthete sie auf das Freundschaftlichste, als sie ihn aber nach aufgehobener Tafel in ein Nebenzimmer führte, damit sie mit ihm wegen der Einräumung des Braunschweigischen Gebieth's für ihren Gemal allein sprechen könnte, so gab er seinem Kammerherrn einen Wink, sich in der Nähe zu halten und Zuschauer dessen zu sein, was vorging, ohne jedoch zu hören, wovon gesprochen werde. Die Herzogin bat den Erzherzog, den Kammerherrn weggehen zu lassen, allein dieser erhielt einen neuen Wink, sich nicht zu entfernen, bis ein andrer an seiner Seite erscheinen würde. Zwar wußte **Leopold** gar wohl, daß die Herzogin eben so reinen Herzens, als er selbst, allein er wollte den Höflingen nicht einmal das Vergnügen gönnen, auch nur im Scherze über seine geheime Unterredung eine muthwillige Anmerkung machen zu können.

*

Am Graben bei Rosenberg lag einst ein gemeiner Soldat, vor Hunger und Kälte fast aufgerieben. Der Erzherzog ersah ihn im Vorbeireiten kaum, als er schnell vom Pferde sprang, ihn aufzuheben und mit Speise und Trank zu erquicken befahl, ihn beschenkte und durch freundlichen Zuspruch zum ferneren Dienst ermunterte.

*

Wenn bei Belagerungen Einer verwundet darniederfiel und durch Jammer und Geschrei sich verrieth, eilte er zu ihm hin, half ihm und tröstete ihn. Als ihm in Hessen auf einmal mehr als 400 Mann verwundet wurden, ließ er sogleich alle in sichere Häuser bringen, besuchte alle nach einander und widmete ihnen seine Hilfe. Eben so verhielt er sich bei Wolfenbüttel, Rocroi und La Chapelle. Hier meldete ihm sein Minister Fuensaldagna: man könne seinem Befehle wegen Unterstützung der Verwundeten nicht nachkommen, weil die Kriegskassa in der Klemme sei. Ihm versetzte der menschenfreundliche Fürst: „Man kann und darf die Soldaten nicht ohne Hilfe lassen, welche zum Besten des Königs und des Vaterlandes ihr Blut vergießen. Wenn kein Geld in der Kassa ist, so muß man es anderswo hernehmen." Und auf der Stelle

befahl er seinem eigenen Zahlmeister, Geld zum Ueberflusse aus dem Seinigen zur Unterstützung der Verwundeten herbeizuschaffen, denn er wollte lieber selbst nichts haben, als Jene darben und schmachten lassen.

*

Weil sich der Erzherzog bei jeder Gelegenheit so sehr der Gefahr aussetzte, so beredeten Soldaten und Höflige seinen Beichtvater, Johann Schlega, ihm hierüber Vorstellungen zu machen und es ihm zur Sünde anzurechnen. Dieser that es, bekam aber zur Antwort: „Die sich fürchten, sollen außer der Schußlinie bleiben, ihre Dienste seien ihm weder angenehm noch nützlich, er verlasse sich auf sein gutes Gewissen und lebe so, daß er jederzeit sterben könne.“ Weil der Erzherzog fortfuhr, sich der Gefahr so auszusetzen, so berichteten dieß Einige von seinem Hofe dem Könige von Spanien, welcher ihm hierüber durch den Minister Fuensaldagna andeuten ließ: „Dem König sei mehr an seinem Haupte, als an vielen Städten gelegen. Durch einen einzigen Streich könne alles verdorben werden, welches herzustellen aber immer Hoffnung sei, wenn er lebe.“ — Dem Minister gab hierauf **Leopold**

zur Antwort: „Lassen Sie mich so fort machen, da nichts anders übriget, so ich meinen tapfer fechtenden Soldaten geben kann. Sie sollen doch wenigstens mein Beispiel haben, damit sie für das allgemeine Wohl und das Recht des Königs streiten mögen. Meine Gefahr sei der Armen Löhnung."

Kaiser Leopold I.

(Geboren 9. Juni 1640, gestorben 5. Mai 1705.)

Der böhmische Oberst-Kanzler, Graf von Kinsky, war unter den vielen Ministern **Leopold's** I. unstreitig einer der vorzüglichsten sowohl durch Gesinnung als durch Talente. Er redete und schrieb die meisten europäischen Sprachen, besaß eine seltene Menschenkenntniß und wußte in den schwierigsten Fällen nicht nur trefflich zu rathen, sondern auch eben so glücklich den Rath auszuführen. Der Kaiser ernannte ihn noch sehr jung zum Präsidenten des Ober-Appellations-Gerichtes in Böhmen und ertheilte ihm diese wichtige Stelle, mit dem schmeichelhaften Ausdrucke: „Er wünsche, daß all' seine übrigen Kollegien mit dergleichen Richtern, wie er, versehen sein möchten, damit er sich ganz und gar auf sie verlassen könne. Der strenge Ernst, den Kinsky in allen Geschäften behauptete, konnte ihm unmöglich viel Freunde machen; der Kaiser selbst schätzte dessen Treue so sehr, daß, als Kinsky eben zu der Zeit starb, da der römische König Josef I

sein Beilager hielt, der gute Kaiser in die Worte ausbrach: „Celebramus festa sale et aceto condita.“

*

Beiläufig um das Jahr 1676 wollte Andreas Knortz in Nürnberg eine neue Buchdruckerei errichten, konnte aber vom dortigen Magistrate die Erlaubniß nicht dazu erhalten. Mißmuthig nahm er seine Flöte und ging nach Wien, um sich bei dem Kaiser unmittelbar die Gewährung seiner Bitte zu verschaffen. Eines Tags hörte er, daß der Kaiser um eine bestimmte Zeit nach einem nahen Lustorte fahre. Er stieg sonach auf einen Baum, in der Nähe des ihm bezeichneten Weges und spielte auf seiner Flöte. Der Kaiser, der im Vorüberfahren das schöne Spiel hörte, ließ den Kutscher halten und erkundigte sich, wer denn der Flötenspieler sei? Knortz, als er die Neugierde vom Kaiser hörte, stieg sogleich von dem Baume, fiel dem Monarchen zu Füßen und brachte sein Gesuch vor. Der Kaiser war sehr gnädig gegen ihn, bezeugte sein Wohlgefallen an dem Flötenspiel und verwendete sich nachher bei dem Nürnberger Magistrate, daß er eine neue Druckerei zu Nürnberg errichten durfte.

*

Leopold verlor in seinem sechsten Jahre seine Mutter. Da man wegen der heftigen Gemüthsbewegung für seine Gesundheit besorgt war, so machte man ihm Vorstellungen und sagte: „Es gezieme sich nicht, daß ein Prinz, wie ein gemeiner Mensch sich abhärme und so heftig weine." Er aber sprach mit großer Lebhaftigkeit hierauf: „Fürsten können sich die Thränen nicht versagen, wenn sie wegen des Verlustes einer Mutter fließen, welcher der größte ist, den ein Sohn erleiden kann."

*

Leopold gab in seinem Knabenalter manche Beweise seines hellen Verstandes und des Gefühles seines eigenen Werthes. Da seine Schwester, die Erzherzogin Maria Anna als Verlobte des Königs Philipp IV. nach Spanien abreisen mußte, begab sich der Kaiser Ferdinand mit ihr und den beiden Erzherzogen, Ferdinand und **Leopold** zum Gottesdienste in das Profeßhaus der Jesuiten. Nach geendigtem Gottesdienste wurde den Vätern erlaubt, dem Kaiser, dem Erzherzog Ferdinand und der Prinzessin die Hand zu küssen. Als dieses **Leopold** sah, näherte auch er sich mit Ungeduld den Vätern, um gleicher

Ehre theilhaft zu werden. Allein, da er erst neun Jahre zählte, wollten oder getrauten sich die Väter nicht, ihn zu verstehen, er fragte daher seinen Oberst-hofmeister: „Warum er nicht eben so die Ehre von den Vätern verdiene, die sie seinen Geschwistern erwiesen hätten, er sei ja gleichfalls des Kaisers Sohn.“ Der Kaiser und der ganze Hof hörten und lobten diesen Ausbruch seiner Lebhaftigkeit, und sein Oberstthofmeister erklärte ihm: daß seiner Durchlauchtigkeit Schwester die Hand geküßt worden sei, weil sie abreise, und die Väter ihr dadurch ihre Ehrfurcht zum letztenmale hätten bezeugen wollen, da aber dieses nicht eher hätte geschehen dürfen, als bis sie die Hand des Kaisers geküßt hätten, sei es auch diesem geschehen. Hierauf antwortete der junge Fürst: „Ich bin es zufrieden, daß meinem Vater und meiner Schwester, weil sie abreisen muß, die Ehre gegeben worden ist, aber warum denn meinem Bruder, und nicht auch mir, da wir ja Beide in Wien verbleiben?“ Er bekam zur Antwort, weil sein Bruder der Erstgeborne und zum Nachfolger in den Reichen bestimmt sei und man in ihm den künftigen Monarchen verehre. **Leopold** begriff, was man sagte und merkte, daß man ihm nur abzufertigen trachte, erwiederte demnach mit lebhafter Geberde und

Festigkeit: „Gut, man muß also schon dem Gesetze der Natur nachgeben."

*

Da man ihm einstens vorstellte, daß sein Bruder alle Reiche und Länder seines Vaters erben und ihm wenig übrig bleiben würde, gab er zur Antwort: „Wenn mir gleich meine Geburt kein Reich übrig läßt, so kann mir meine königliche Herkunft Niemand nehmen, und diese wird immer Antrieb genug sein, mir ein Reich durch meine Tapferkeit zu erwerben." Nachdem sein Bruder König von Ungarn und Böhmen, und auch römischer Kaiser geworden war, sagte man ihm, er müsse nun demselben den Titel „Majestät" geben; er weigerte sich dessen nicht, versetzte aber: „ich gedenke auch noch dereinst diesen Titel zu erlangen."

*

Die Höflinge, welche dem römischen Könige Ferdinand, als die aufgehende Sonne, vorzügliche Ehren erwiesen, um sich in seine Gunst einzuschmeicheln, schienen unsern **Leopold** zu vernachlässigen, weil sie in ihm nur einen künftigen Bischof zu sehen meinten. Er achtete aber dieses nicht, widmete sich mit allem Eifer den Wissenschaften, der Andacht und seiner Bestimmung, und kümmerte sich wenig um das Geräusch

des Hofes. Da er aber bei seinen Besuchen, die er dem Kaiser und seinem Bruder, dem römischen König, zuweilen machte, in dem Vorzimmer einen Kavalsier bemerkt hatte, welcher bei seinem Durchgehen alle Höflichkeitsbezeugungen, die ihm doch als kaiserlichen Prinzen und Erzherzog gebührten, außer Acht ließ, und eben dieser sich gerühmt hatte, daß er die Gunst des römischen Königs besonders besitze, weßwegen er auch gegen den jungen Prinzen sich so hochmüthig benahm, so wollte ihn dieser auf eine besondere Art demüthigen. Er kam wieder einmal in das Vorzimmer, um zu seinem Bruder zu gehen, eine Menge Hofherren befanden sich da, und unter diesen auch der hochtrabende Graf. Jetzt glaubte er sein Vorhaben auszuführen. Es waren ihm die Schuhbänder aufgegangen, oder er hatte sie gefließentlich aufgelöst, er rief also den Grafen mit einer ernstlichen Miene und befahl ihm, jene zu binden. Der Graf mußte sich's gefallen lassen, und um sein Geschäft bequemer verrichten zu können, dazu niederknieen. **Leopold** sah ihm mit einer majestätischen Miene zu, und verließ ihn nach vollzogenem Geschäfte, ohne ihm mit einem Worte zu bezeugen, daß ihm dieser Dienst gefällig gewesen sei.

*

Leopold sprach sehr zierlich und rein italienisch und spanisch, daher machte ihm auch einst der spanische Botschafter das Compliment, daß er so gut kastilianisch, wie ein spanischer Gelehrter spreche. Auch der französischen Sprache war er kundig, hörte sie aber nicht gern an seinem Hofe sprechen und erklärte sich hierüber öffentlich: „Er möge die Sprache seiner Feinde nicht gern von denen reden hören, welche sich für seine Diener und Freunde ausgeben."

*

Ein Student überreichte ihm eine Bittschrift, worin nur die Worte standen: **Conce De pane M.** Auf der Stelle schrieb er auf die Bittschrift: **Conce Da M.** wodurch er die damals laufende Jahreszahl 1700 so gut als jener bezeichnete.

*

Die ausgezeichnete Gunst, womit **Leopold** den Tonkünstlern seiner Kapelle begegnete, machte diese Leute so übermüthig und aufgeblasen, daß sie glaubten, Alles am Hofe müsse ihnen weichen, und einige Castratensänger nahmen sich's heraus, selbst dem Befehle desselben, wenn er sie zum Singen aufforderte, nicht zu gehorchen. Da ihm nun einmal vorgestellt wurde, er möchte doch den Muthwillen derselben züch-

tigen lassen, versetzte er: „Die guten Leute haben einen Theil ihrer Mannheit, mithin auch ihres Gehirns verloren, man muß sie gehen lassen."

*

Kaiser **Leopold** hatte die Gewohnheit eingeführt, bestimmte Audienztage in jeder Woche zu halten. Es waren deren zwei, und die Audienzzeit dauerte allemal von sieben Uhr in der Früh, bis Nachts neun Uhr. Dabei wurde folgende Sitte beobachtet: Jeder, welcher zur Audienz kommen wollte, mußte seinen Namen auf eine Liste setzen, die dem Kaiser vorgelegt wurde und er zeichnete Diejenigen an, denen er Gehör zu geben Willens war. Hatte jemand so dringende Geschäfte, daß er die Zeit nicht abwarten konnte, zu welcher ihm die Reihe treffen sollte, so mußte er sich um eine Empfehlung bei dem Oberstkämmerer umsehen, der sodann von dessen Gesuch den Monarchen vorläufig verständigte. Jede Audienz wurde mit Vorführung auswärtiger Gesandter zweiten Ranges eröffnet, diesen folgten die Geistlichen von allen Farben und endlich kam die Reihe an die übrigen Menschenklassen. Bei der Audienz saß oder stand er mit aufgesetztem Hute, den er öfters abnahm. Jedermann durfte ihm die Hand küssen, und er hörte mit

ungemeiner Geduld alles an, was man vorbringen wollte, wenn es auch Stundenlang währte.

*

Es fügte sich bei der Krönung des Erzherzogs Josef zu Augsburg, daß ein Kämmerling eiligst durch die kaiserlichen Zimmer ging, um ein Geschäft zu besorgen. In seinem Eifer bemerkte er nicht, daß der Kaiser aus seiner Thür ihm entgegen kam, er rannte ihn zu Boden. Ganz gelassen stand der Monarch auf und der Kämmerling fiel ihm zu Füßen, um Gnade und Verzeihung flehend. Ihm sagte der gutherzige Monarch: „Du Lecker, komm nicht noch einmal so, und lerne dich besser in Acht nehmen." Da sich Jener aber seiner Verzeihung noch nicht für gewiß hielt und immer noch darum bat, so versicherte er ihn derselben mit den ernsthaftesten Worten.

*

Ein andermal schrieb der Kaiser bis in die Nacht hinein einen langen geheimen Brief nach Madrid und als er damit fertig war, gab er ihn dem aufwartenden Kämmerling zu bestreuen. Dieser, voll Schlafes, schüttete statt der Sandbüchse das Tintenfaß darüber. Die Sache war dringend, der Monarch hatte so lange darüber geschrieben und jetzt war seine Zeit und Mühe

umsonst angewendet. Allein er zürnte nicht, sondern sprach nur: „Begreife dich, schau, hier steht das Tintenfaß und hier die Sandbüchse, heut ist es zu spät einen andern Brief zu schreiben.“ Er ging zu Bette, ohne sonst ein Wort darüber zu verlieren.

*

Jeder Nothleidende durfte auf seine Freigebigkeit zählen. Wenn er eine Kirche besuchte, theilte er mit eigener Hand Geld unter die Armen, aber diese wurden manchmal so ungestüm, daß sie ihn hin und her stießen; er achtete es nicht. So oft er ausfuhr, umgaben eine Menge Bettler seinen Wagen, er warf ihnen Geld zu. Einst drängten sie sich so stark an seinen Gallawagen, daß sie die kristallenen Fenster einstießen. Der ihn begleitende Kammerherr wollte den Bettelhaufen mit Gewalt wegjagen, allein er gestattete es nicht, sondern sagte ihm: „Wenn du ihnen nichts geben willst, so sollst du sie auch nicht wegjagen, die Gläser können ja wieder gemacht werden.“

*

Leopold hatte stets mehrere Rollen zu hundert, fünfzig und fünf und zwanzig Dukaten in seinem Zimmer, die er nach Maß der Dürftigkeit des Bitten-

den ausspendete. Diese seine Freigebigkeit wurde manchmal und besonders von Landstreichern mißbraucht, die sich arm logen, um ihm ein reichliches Almosen abzulocken. Manche aus ihnen machten von seinen milden Gaben sehr schlechten Gebrauch, verzechten und verpraßten oder wendeten das Empfangene zu andern Ausschweifungen an. Scalvinoni, sein Zahlmeister, wagte es daher, ihm einmal ein Verzeichniß all' derjenigen zu überreichen, die von seinen Geschenken Mißbrauch machten. Er nahm die Liste, übersah sie, und versetzte ganz frostig: „Die Verfasser hätten ihre eigenen Fehler darauf zu setzen vergessen, er wisse schon, was er zu thun habe." Diese Aeußerung bei einem sonst so gewissenhaften Fürsten war befremdend und zwar um so viel mehr, als er strenge auf reine Sitten hielt und sich alle Mühe gab, die Lebensart eines Jeden zu wissen, der an seinem Hofe und in der Stadt entweder eine Bedienstung hatte oder in einem gewissen Ansehen stand, er ahnte mit scharfen Verweisen jede Ausschweifung an ihnen und zwar ohne Rücksicht des Standes, Geschlechtes oder Ranges.

*

Als sich Leopold zum drittenmal verheirathen sollte, wollte ihm jede Faction an seinem Hofe eine

Gemalin, nach ihrem Zwecke zuführen, aber er horchte auf keine, sondern schickte seinen Leibarzt Becker an alle deutsche Höfe herum, um die Fürstentöchter sowohl nach ihren phisischen als sittlichen Anlagen und Eigenschaften zu beobachten und ihm sodann seine Bemerkungen mitzutheilen. Auf Beckers Bericht wurde demnach Eleonora zur Braut und Kaiserin auserkohren, welcher sie unter allen Princessinnen Deutschlands für die fruchtbarste erklärte. Wirklich gebar sie ihm 3 Erzherzoge und 6 Erzherzoginnen.

*

Es ereignete sich einst, daß der Informator des Erzherzogs **Leopold** ihn auf Befehl des Kaisers, seines Vaters, mit der Ruthe strafen sollte. Allein dieß kam dem Erzherzog so verächtlich vor, daß er dem Informator die Ruthe aus der Hand riß und solche dem Kaiser mit den Worten überreichte: „Niemand in der Welt außer Euer kaiserliche Majestät hat die Macht, einen Erzherzog von Oestreich abzustrafen."

*

Die dritte Gemalin Ferdinand **III.** Eleonora, Herzog Carls zu Mantua Tochter, die unsern Erzherzog noch als römischen Kaiser kannte, liebte ihn

mit ungemeiner Zärtlichkeit, so daß sie ihn ihren eigenen Kindern entweder gleich hielt, oder gar vorzog: weßwegen sie ihn stets um sich zu haben, großes Vergnügen trug. Wenn sie sich nun zu Schönbrunn, das damals noch ein unansehnliches Gebäude war, zur Fastenzeit öfters aufhielt, so nahm sie den Erzherzog **Leopold** zuweilen zur heiligen Station nach Maria Hitzing mit. Als er hiebei einst mit der Kaiserin Beichtvater, S. J., einem alten Pater, in dem Walde spazieren ging, überfiel sie ein starker Regen, und weil keine andere Bedienung mehr da war, als ein kleiner Edelknabe, präsentirte der Pater dem Erzherzog seinen Rock, sich damit zu bedecken. Der Erzherzog sagte: „Wäre ich allein, würde ich bald im Schlosse sein, so können aber Euer Ehrwürden, als ein entkräfteter Mann, nicht folgen." Der Pater aber versicherte hierauf, er wolle, dem Erzherzog zu Gefallen, eben so schnelle Sprünge machen, wodurch denn dieser Wettlauf bis an das Schloß unter das Trockene in Kurzem vollbracht wurde. Allein der Edelknabe blieb nach seiner Gemächlichkeit ziemlich weit zurück. Dieses bemerkte der Erzherzog und da er ankam, gab er ihm einen Verweis: „Du bist zum Aufwarten bestellt," sagte er, „und schämst dich nicht, deinen Herrn allein vorauslaufen zu lassen;

hättest du dich doch vor einem solch alten Manne, wie dieser Pater hier ist, und der mir gleich gelaufen, schämen mögen. Wenn dergleichen Fehler noch mehr geschehen, wirst du dich zu einer Ungnade mit Fleiß bringen." — Der Pater konnte die ernsthaften Worte des Prinzen nicht genug bewundern, suchte ihn also zu besänftigen und sagte: Es solle der Prinz seine Ungnade zurücknehmen, er glaubte, es sei aus bloßer Nachlässigkeit geschehen. Der Prinz aber endigte den ganzen Auftritt mit den Worten: „Ja, mein Pater, aber es ist niemals eine Faulheit ohne Bosheit."

*

Als der Kaiser anno 1657, da er noch böhmischer König war, zu Prag den Fürsten Gonzaga und Porcia, wie auch dem Grafen Martinitz mit eigener Hand das goldene Vließ umhing, sagte er zu ihnen: „Wenn Ihr das goldene Lamm auf Eurer Brust tragt, so denket an das Lamm, das für Euch gestorben, und daß ihr bereit sein müßt, Euren Glauben an dieses Lamm Gottes gegen die Ungläubigen und Ketzer zu verfechten.

*

Es ist eine Charge in dem Oberstallmeisteramt, welche man den Sattelknecht nennt. Dieses ist ein so honorabler Dienst, daß auch vornehme Leute solchen anzunehmen, kein Bedenken tragen. Als nun Einer, der solchen allererst empfangen, anhielt, der Kaiser möchte die verhaßte Knechtsbenennung in einen andern Titel verändern, sagte er: „Wer den Namen nicht leiden könne, schicke sich auch zum Dienste nicht."

*

Einst sagte ein kaiserlicher Minister, daß zwischen den Deutschen und Maltheſern, hinsichtlich ihrer Kriegsführung der Unterschied herrsche, daß die Deutschen stets den Krieg auf dem Lande, jene aber denselben zur See führten, worauf der Kaiser versetzte: „Sie unterscheiden sich noch in einem, denn die Deutschen halten sich so brach im Weine, wie jene auf dem Wasser."

Kaiser Josef I.

(Geboren den 26. Juli 1678, gestorben den 17. April 1711.)

Christof Georg Graf von Berg, ein alter erfahrener und verdienter Soldat, war kaiserlicher wirklicher Kämmerer, General-Wachtmeister und Hofkriegsrath, und hatte sich schon bei Kaiser Leopold in besondere Gnade gesetzt, da er 43 Jahre in Civil- und Militär-Verrichtungen geschickt und treu diente. Als dieser aus langer Erfahrenheit ein Buch unter dem Namen Garnisons- oder Descensions-Ordnung" geschrieben und solches dem Kaiser dedicirte und überreichte, gab derselbe diese gnädige Antwort: „Ich werde bei gegenwärtiger, mir vorstehender Practica von Deiner **theoria militare** zu profitiren wissen." Als der Graf kurz vor Leopolds Tod in geheimen Verrichtungen nach Tirol und Baiern geschickt wurde, und Leopold indessen verstarb, empfing ihn der neue Monarch bei seiner Wiederkunft mit dem allergnädigsten Troste. „Bei dieser, von Gott geschickten Veränderung wirst du keine Veränderung kaiserlicher Gnade bei mir zu verspüren haben."

Als später der Graf sehr krank wurde, ließ sich der Kaiser stets nach seinem Befinden erkundigen. Nach seinem erfolgten Tode, da sich sein Sohn, Carl Graf von Berg, dem Kaiser zu Füßen warf und für alle, seinem Vater erwiesenen kaiserlichen Gnaden dankte, tröstete ihn der Kaiser mit den Worten: „Gib dich zufrieden, ich habe mehr an Deinem Vater verloren als Du selbst, denn hast Du einen Vater verloren, so hast Du einen Herrn, der sein Vater sein wird, mein dicasterium militare aber wird den Verlust eines so würdigen Mitgliedes nicht so bald ersetzt finden." Er machte auch alsbald diesen Grafen, der nicht weniger Geschicklichkeit, als sein Vater besaß, zu seinem wirklichen Kämmerer.

(Siehe Joseph des Sieghaften, röm. Kaisers Leben und Thaten Cölln 1712 p. 66. sqq.)

*

Joseph pflegte oftmals zu scherzen. Als ihm einstens kleine Krebsen, die er sehr gerne aß, vorgesetzt wurden, fragte er, wie es komme, daß die Krebsen jetzt so klein wären? Man antwortete, man hätte diesesmal keine größeren bekommen können. — „Ihr wißt

nur nicht" versetzte er darauf, „wo man gute Sachen suchen soll, wäret Ihr nur zu meines Vaters Räthen gegangen, da würdet ihr sie gewiß sehr gut angetroffen haben." — Er zielte mit diesen Worten auf die großen Einkünfte hin, die sich diese Leute zu verschaffen wußten, und wodurch sie sich öfters mehr als der Kaiser zu gute thaten.

(ibid. p. 78.)

*

Joseph hätte es gerne gesehen, daß sein Bruder Carl den Thron von Spanien behaupten möchte und wendete alles mögliche an, ihn von seinem guten Willen zu überzeugen. Hievon geben auch die Worte Zeugniß, die er, nachdem er den Sieg von Saragossa erfuhr, zu den umstehenden Offiziers sprach: „Mein Bruder ist glücklich, daß er Gelegenheit hat, sich unsterblich zu machen; wollte Gott! mein jetziger Stand ließe es zu, ich wollte ihm in eigener Person redlich um seine Krone fechten helfen." —

*

Das Synedrium des Jesuitenordens hatte **Josephs** Beichtvater einstens in den Verdacht, daß die-

ser Mann mehr Anhänglichkeit an den Kaiser, als für den Vatikan bewies; daher wurde er nach Rom citirt. Er sah sein ganzes Schicksal voraus, wenn er dahin mußte, und bat den Kaiser, es zu verhindern. Umsonst war alles, was der Monarch gethan, um diesem Schritte vorzubeugen. Selbst der Nuntius verlangte im Namen seines Hofes des Paters Entfernung. Aufgebracht hierüber, erklärte der Kaiser, daß wenn dieser Priester je unumgänglich nach Rom müßte, er nicht ohne zahlreiche Gesellschaft dahin reisen solle. Diese in den damaligen Zeiten unerwartete und außerordentlich entschlossene Antwort des Kaisers machte die Jesuiten von ihrem Vorhaben zurückgehen.

(Aus einem Briefe Kaiser Josef II. an den Herzog von Choisseul
Siehe Romshorn Josef II. und seine Zeit, p. 103.)

*

Da viele Spanier und Neapolitaner aus Anhänglichkeit zu seinem Bruder Carl nach Wien kamen, so unterstützte **Joseph** diese Unglücklichen nach all' seinen Kräften. Diese Gelegenheit ergriffen bald andere Landstreicher aus Italien, die sich zu Jenen gesellten und unter dem nämlichen Vorwande Gold zu erschnappen suchten. **Joseph** gab auch Diesen reichlich. Als aber zwei

solche zu oft kamen, wies er sie ab und befahl ihnen, zu arbeiten. Aber damit ließen sich diese nicht abspeisen, sie hatten die Frechheit, ihm einmal, im Vorbeigehen, sich unter das Gesicht zu stellen und zu rufen: „Sollen wir denn in diesem Lande verhungern? wenigstens helfen Euer Majestät, daß wir wieder nach Italien kommen können. — „Es soll geschehen!" sprach der Kaiser. Des andern Tags fanden sich Beide in dem Vorzimmer ein, und in der schmeichelhaften Erwartung eines ansehnlichen Geschenkes. Die Thüre des Kaisers öffnete sich, er kam heraus, gab jedem zwölf Dukaten und gebot ihnen drohend, ohne Verzug abzureisen und sich nicht wieder vor ihm sehen zu lassen.

*

Noch unverschämter, als diese, betrug sich ein Bittsteller aus Neapel. Dieser hatte schon manchmal ein Päckchen Dukaten von ihm erhalten, er kam immer wieder und so oft, daß man ihn endlich gar nicht mehr vorlassen wollte. Jetzt schrie er den Kaiser öffentlich beim Ausgehen an: „Ihre Majestät, der arme Gaudioso; wenigstens nur etwas, ein kleines Almosen." — **Joseph** fragte ihn, „wie viel er denn nöthig habe?"—

„Einhundert, Ihro Majestät, wenn es irgend möglich wäre," versetzte der Bettler; er verstand darunter Dukaten. — „Ja, morgen, und zwar alle von meinem Gepräge." Gaudioso ging entzückt fort und freute sich herzlich des kommenden Tags. An diesem fand er sich unverzüglich bei Hofe ein und **Joseph** übergab ihm, in eine Rolle gewickelt, hundert neue Groschen von einem Schlage und sprach mit ernster Miene: „Lernet, daß hundert Dukaten für einen Mann, der nicht arbeiten will, kein geringes Almosen sind. Dieses hier ist für einen Müssiggänger genug. Geht und kommt nicht wieder." Der arme Supplikant war hiedurch sehr erschreckt worden, daß er sogleich nach Venedig abreiste, bald nachher starb und ein Vermögen von einigen hundert Thalern hinterließ.

*

Eine Officiersfrau fand keine andere Gelegenheit, ihm ihre Noth vorzutragen, als, da er im Begriffe war, auf die Jagd zu fahren. Sie nahm sich daher die Freiheit, unter vielen Thränen seine Füße zu umfassen und wollte ihn nicht eher in den Wagen steigen lassen, bis er sie angehört hätte. Die umstehenden Hofleute näherten sich schon, um sie fortzuschaffen, der

Kaiser aber hinderte sie daran durch die Worte: „Lasset sie, sie ist ein armes, betrübtes Weib, ich will hören, was sie will; wer weiß, wenn Ihr in solchen Nöthen wäret und keine andere Gelegenheit hättet, mit mir zu reden, ob Ihr mich etwa gar nicht gar beim Kopfe nähmet." — Er hörte sie darauf an und erfüllte ihre Bitte.

*

Joseph war zwar ungeduldig, seine Befehle vollzogen zu sehen, und äußerte daher öfters Jähzorn, allein er ließ sich doch leicht besänftigen. Einst, da einer seiner Bedienten auf der Jagd einen Fehler beging, fuhr der Kaiser mit einem Schimpfworte heraus, das Jenen befürchten ließ, völlig in Ungnade gefallen zu sein. Der Fürst Lamberg, der es gehört hatte, sagte sogleich zu dem Kaiser: „Euer Majestät geruhen, gnädigst zu verbieten, daß man dieses Wort in der Stadt und bei dem Volke nicht gebrauche, wir wollen es bei Hof allein für uns behalten." Diesen Scherz nahm der Kaiser sehr wohl auf und der Unwille gegen den Bedienten war vorbei.

*

An Prachtliebe übertraf **Joseph** seinen Vater und dessen Hofstaat weit. Das Lustschloß Schönbrunn erbaute er schon als römischer König, und in ruhigeren Zeiten war er Willens, ein neues kaiserliches Schloß an Wien anzubauen, das an Größe, Schönheit und Herrlichkeit der Gärten alles in dieser Art übertreffen sollte. Seine Kleider, die überaus kostbaren Edelsteine, die er trug, seine Hofleute, die von ihm angestellten Ergötzlichkeiten, alles sprach von der Neigung zur Prachtliebe. Er scherzte einst, da er noch römischer König war, mit dem Grafen Lamberg darüber, daß dieser allzu oft in einerlei Kleidung bei Hofe erschien. „Ich glaube" sagte er, „Du und Dein Kleid haben einander zur Ehe genommen." — „Wenn Euer Majestät," gab Lambert zur Antwort, „die Vielweiberei von unsern Kleidern verlangen, so werden Sie sich viele schuldige Diener machen."

*

Als **Joseph** in seinem zwölften Jahre zu Augsburg, wo er zum römischen König gekrönt worden, dem Erbprinzen von Würtenberg die vielen Stunden berechnete, in welchen er täglich beschäftigt war, und selben fragte, ob auch ihm so viel zu thun auferlegt würde,

gab dieser Prinz zur Antwort: „Nein, Euer Majestät! ich muß nicht so studieren, als Sie, denn Sie sollen auch einmal mehr Länder regieren, als ich;" allein **Joseph** antwortete ihm auf eine würdige Art: „So sehe ich wohl, daß ich noch zu wenig thue." — Er machte auch so gute Fortschritte, daß er in seinem 14. Jahre außer der deutschen Sprache, die lateinische, spanische, französische, böhmische und ungarische mit vieler Fertigkeit redete.

*

Joseph konnte die Lobsprüche jener, die bei ihm Gehör fanden, nicht vertragen, er wollte sie auch eben so wenig gedruckt lesen und befahl denen, welche auf seinen Geburts- oder Namenstag Gedichte verfertigen und musikalisch einrichteten, nur wenige Worte dieses Inhalts, weil es einmal gebräuchlich wäre, einfließen zu lassen, „denn ich komme nicht," sagte er, „eure Lobsprüche und Schmeicheleien, sondern eure Musik zu hören." —

Kaiser Carl VII.

(Geboren 1. October 1685, gestorben 20. October 1780.)

Maria Theresia.

(Geboren 13. Mai 1717, gestorben 29. November 1740.)

Kaiser Carl VI.

Den Tag vor dem Tode **Carls VI.**, wandelte ihm das Verlangen an, das Gefäß zu sehen, worin nach seinem Hintritte sein Herz aufbewahrt werden sollte. Man brachte es. **Carl** betrachtete und betastete es, ohne die mindeste, grauenhafte Erschütterung und brach dann in die Worte aus: „Schwerlich ist hier Raum genug für mein Herz." — Bei der Leichenöffnung fand es sich auch wirklich, daß die aufgestellte Kapsel **Carls** Herz beinahe nicht fassen konnte.

*

Im Jahre 1732 war Tarinelli in Wien und erhielt vom Kaiser **Carl VI.** eine ganz vortreffliche Andeutung. Dieser war ein großer Kenner der Musik, wie aus den Briefen des Apostolo Zeno zur Genüge hervorgeht. Da sich nun Farinelli eben so, wie die meisten andern Sänger nur bemühte, Bewunderung und Staunen zu erregen, und mehr für

die Sinne, als für das Herz zu singen, auch zu dieser Absicht das Schwere dem Schönen vorzog, so sagte ihm der Kaiser eines Tags mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit: „Alles an Ihnen ist bewunderungswürdig und Sie haben sich bereits hinlänglich berühmt gemacht. Nun dürfte es an der Zeit sein, auf einen bessern Gebrauch der Anlagen zu denken, die Ihnen die Natur so reichlich gegeben hat. Zu diesem Zwecke aber müssen Sie nun wie ein Mensch, nicht mehr wie ein Riese, einhergehen, nehmen Sie eine einfachere und gemässigtere Art des Gesanges an und Sie werden alle Herzen bezaubern."

Farinelli gestand später sehr oft, daß ihm diese Erinnerung nützlicher gewesen, als alle Vorschriften seiner Lehrer und alle Beispiele anderer Meister.

*

Hortensius Morus, ein nicht talentloser, lateinischer Dichter, befand sich unpäßlich und die Aerzte riethen ihm, daß er Tokayer-Wein trinken sollte. Da er aber solchen zu kaufen, außer Stand war, so verfertigte er ein ganz niedliches Gedicht an den Kaiser und bat ihn darin um solchen Wein. **Carl** nahm

seine Bitte so liebevoll auf, daß er sie ihm nicht nur gewährte, sondern bei Uebersendung des Weines ihm eigenhändig in folgenden Versen antwortete:

Vina tibi mitto, non inferiora Falernis!
Quae tibi lenta solent astra parare, More!
Ebibe, nequaquam negis, meminisse dolebis
Qui summum in toto possidet orbe merum.
Stambuldam propers, qua fausto numine capta
Tum vini graeci dolia plena dolco.
Nec Tokajani decrit tibi copia musti
Nam te longaeve vivere Caesar amat.

(Weine send' ich Dir, geringer nicht als die Falerner:
Welche die Sonne für Dich sparsam, o Morus erzeugt.
Trinke! Dich wird nicht gereuen, daß Du gedachtest des Königs,
Dem in der weiten Welt reifet der köstlichste Wein.
Eilen will ich nach Stambul, und läßt mich das Glück es erobern,
So gelob' ich Dir Fässer voll griechischen Weins;
Auch an Tokayer Most soll Dir es keinmal gebrechen;
Denn es ist Cäsars Wunsch, lange Dich leben zu sehen.)

*

Carl liebte die Sparsamkeit und eine wohlgeordnete Oekonomie; es waren ihm daher die Schuldenmacher

ein Gräuel in seinen Augen und er verlangte niemals, daß diejenigen, die bei ihm Dienste zu verrichten oder ihre Aufwartung zu machen hatten, in prächtigen oder glänzenden Equipagen erscheinen sollten. Er sagte es laut. „Derjenige Fürst, Graf, oder die edle Dame sei ihm angenehmer, die ordentlich haushalte, wenn sie gleich in einem geringen Kleide nach Hof komme, als die in kostbaren, verbrämten Gold- und silbergestickten Prachtkleidern erscheinen, welche sie aber noch nicht bezahlt hätten.

*

Kaiser **Carl VI.** hatte an seinem Hofe einen lustigen Menschen, Steffen genannt, welcher ein Böhme und anfänglich ein Schreiber war. Er hatte sich aber durch seine Kammeral-Projekte bei dem Kaiser so beliebt gemacht, daß er ihn in den Grafenstand erhob, und sich so oft und so lange mit ihm unterhielt, daß der Prinz Eugen von Savoyen oder andere Minister oft lange Zeit in dem Vorgemache warten mußten, ehe sie vor den Kaiser kommen konnten. Als um das Jahr 1724 der Graf von Mikosch an empfangenem Gifte starb, fragte der Kaiser den Steffen:

„was sagen die Leute, daß der Mikosch gestorben ist?" — Steffen wollte nicht antworten, bis der Kaiser ihm etwas geschenkt habe, als er nun einen Dukaten erhalten hatte, sprach er: die Leute sagen: „Der Teufel habe den Mikosch geholt und wenn er länger gelebt hätte und Du hättest ihm länger geglaubt, so hätte er Dich auch geholt." — Der Kaiser wollte wissen, wer so sage. Steffen sagte: „Jedermann." Der Kaiser schenkte ihm einen Dukaten nach dem andern und wollte haben, er solle Jemanden nennen, der so spreche. Steffen aber blieb dabei: „Jedermann."

(J. J. Mosers Lebensgeschichte. Thl. IV. p. 12.)

*

In der Wiener Staatskanzlei befand sich eine Note von dem berühmten Cardinal von Bouillon, worin er, als direkter Abkömmling der Herzoge von Aquitanien ersten Stammes, die Grafschaft Auvergne und das Herzogthum Guyenne reklamirt. Als Kaiser **Carl VI.** diesen Beweis von Thorheit erhielt, zuckte er die Achseln, hinzufügend: „Wir können es für ein Glück halten, daß er nicht unser Reich, oder vom Könige von Frankreich, Burgund, die Normandie und Bretagne verlangt." —

Dem Cardinal wurde auf diese Note keine Antwort ertheilt, und das war eine der Ursachen seines Todes.

*

Als Prinz Eugen sich beim Kaiser vor seiner Abreise zur Armee 1717 beurlauben wollte, sagte der Kaiser zu ihm: „Er habe ihm einen noch sehr vorzüglichen Generalissimus anzupreisen, unter dessen Anführung er den bevorstehenden Feldzug wider die Ungläubigen führen soll, — und als der Prinz **Carln** um die nähere Erklärung bat, übergab ihm Letzterer ein mit Diamanten reich besetztes Crucifix mit den Worten: „Der gekreuzigte Herr Jesus Christus ist der Generalissimus, welcher Euer Liebden wider die Ungläubigen am besten beistehen wird."

Maria Theresia.

Der am 2. April 1806 verstorbene Professor der schönen Wissenschaften und der Moral K. H. v. Seibt in Prag wurde unter **Maria Theresia's** Regierung von einem niedrig denkenden Menschen, Namens M... der vom Auslande wegen schlechter Handlungen vertrieben und in Prag aus Mitleiden angestellt worden

war, unter heimlicher Protection angeklagt, daß er in seinen Vorlesungen falsche Lehrsätze verbreitete, — welches so weit ging, daß man ihm alle seine Manuskripte wegnahm, und sie nach Wien schickte, weil die große Kaiserin **Maria Theresia** bei solchen Anklagen sehr strenge verfuhr, aber auch, wenn sie getäuscht ward, alles that, die Sache wieder gut zu machen.

Ein paar Jahre vorher bat Seibten einer seiner Verehrer und Zuhörer, der Kammerherr und Gubernialrath Freiherr v. Kotz — ob er nicht einem Bedürfnisse abhelfen und ein gutes Gebetbuch drucken lassen wolle? Seibt erwiderte, er habe hiezu keinen Beruf, noch weniger Zeit. Aber auf dringendes Bitten des Freiherrn v. K. entschloß er sich nur in so fern dazu, nach und nach, so wie es seine übrigen Geschäfte erlaubten, daran zu arbeiten. Der Baron v. K. bat noch dabei, daß, so wie ein Bogen im Druck fertig sei, er ihm denselben jedesmal zustellen wolle. Dieß geschah auch.

Die Vortrefflichkeit dieses Gebetbuches beweisen die vier in Prag gemachten Auflagen, ohne die vielen wiederholt gemachten Nachdrücke im Reiche, wo es überall eingeführt ist. Gerade, als einige Bogen von diesem Gebetbuche abgedruckt waren, geschah die obenerwähnte Anklage, wo Seibt sich zur Untersuchung nach Wien

stellen mußte. Der Freiherr v. K. ohne seinem Freunde ein Wort zu sagen, reiste zugleich nach Wien, wo er sich um die Kammerherrnstelle bewarb, die er auch sogleich erhielt. Er wagte es, der Kaiserin einen Fußfall zu thun und um Schutz für Seibt zu bitten. Entrüstet sagte sie zu ihm: „Rede er mir nicht von Seibt und steh' er auf." Hierauf nahm er die fertigen Bogen aus der Tasche und legte sie auf den Schreibtisch der Monarchin mit der Aeußerung: „Euer Majestät wollen gnädigst geruhen, sich selbst von der Gerechtigkeit meines Gesuches zu überzeugen — wer so schreibt, trägt keine falschen Lehrsätze vor." — Darauf setzte die Kaiserin unter dem Vorsitze des gelehrten Prälaten Rautenstrauch eine Commission zur Untersuchung der Seibt'schen Schriften nieder. Einige Tage nachher, als der Baron v. K. die Monarchin zur Kirche führte, sagte sie zu ihm: „Seibt schreibt schön." — „Ja, Ihre Majestät," antwortete der Baron v. K., „er denkt auch so." —

Nach einiger Zeit war das Resultat der ganzen niedergesetzten Commission, daß Seibt völlig unschuldig sei. Sogleich nach Empfang dieser Nachricht schrieb die erhabene Monarchin ein Billet an den Herrn Baron v. K.: „Melde er sogleich seinem Freunde, daß er

für unschuldig erklärt worden sei, damit er eine schlaflose Nacht weniger habe." —

Seibt bekam hierauf Audienz bei der Kaiserin, welche ihn mit größter Huld empfing und ihm befahl, wenn sein Gebetbuch fertig sei, ihr sogleich eine Anzahl davon zu übersenden, weil sie es am Hofe einführen wolle. Er erhielt reichlich Diäten und Reisekosten. Zugleich sagte sie ihm: Sie habe Befehl gegeben, ihm zur Erholung alle Merkwürdigkeiten Wiens zu zeigen. Auch befahl sie ihm, wenn er in Zukunft wieder angefochten würde, sich gerade an sie zu wenden. Er äußerte hierauf seinen Wunsch, daß er sogleich nach Prag zurückreisen dürfe, weil seine Frau krank sei und stündlich ihre Niederkunft erwarte. Gerührt von seiner ehelichen Treue, welche sie sehr zu schätzen wußte, befahl sie ihm, ja sogleich abzureisen. Einige Tage nachher brachte eine Estafette dem Grafen von W. ein Päckchen, dasselbe sogleich dem Freiherrn von K. einzuhändigen, an diesen aber den Auftrag, dieses Schächtelchen dem Rath Seibt selbst zu übergeben. Bei der Eröffnung befand sich ein kostbarer Ring von Diamanten darin und darunter ein Billet, worauf stand: „Meinem lieben Seibt zum Andenken. **Maria Theresia.**" Seibt vergoß Thränen des innigsten Dankes.

*

Die Kaiserin **Maria Theresia** war seit dem Tode ihres Gemals weder bei den Lustbarkeiten des Hofs, noch im Theater erschienen. Es war am 19. Februar 1768, als sie Abends im Nachtkleide in ihrem Kabinete arbeitend, durch einen Kourier von Florenz die Nachricht von der Geburt ihres Enkels Franz erhielt. Ohne alle Begleitung stürzt sie durch die Vorzimmer und die daran stoßenden Corridors in das Theater nächst der Burg, reißt die Hofloge auf, drängt sich durch alle Kammerherrn, Erzherzoge und Erzherzoginnen unverhofft und unerkannt, bis an den vordersten Rand der Loge hindurch und ruft mit entzückter Stimme und der ungekünstelten Sprache ihres Volks in das Parterre hinab: „Der Leopold hat an Bueb'n!" Jeder Ausdruck ist zu schwach, um die Wirkung dieser Worte zu beschreiben. —

*

Als der Kanzler Graf Haugwitz starb, schrieb die große Kaiserin der hinterlassenen Gattin folgendes Trostschreiben: (Es ist vom J. 1765 aus Innsbruck datirt.)

Liebe gräffin Haugwitz, habe heut frühe mit mein großen leydwesen vernohmen den Verlust ihres Herrns

und eines solchen getreuen eyffrigen als wirksamen Ministers, welchen ich sowohl, als der Staatt an ihme verlohren. Niemand kann besser zeignüß seiner großen Verdienste, als ich ihme geben, er allein hat den Staatt 1747 aus der confusion in eine ordnung Gebracht, sein unaussetzlicher Diensteyffer hat alles, was Gutt in denen Ländern und hiesigen dikasterien geschehen, ihme allein zuzuschreiben, die Vermehrung meines Staatts habe ich ihme und seinen Vorschlägen zu danken, sein Christlichkeit hat mir offt zur aufferbauung gedient, und offt trost eingesprochen, sein wahrer eyffer der religion, seine christlich Langmuth auch gegen seine ärgste Feinde kann ein großes Beyspill sein vor alle nachfolger, da nur an ihme öffters gehangen, selbe zu vernichten, ich habe einen solchen wahren eyffrigen Freund an ihme verlohren, deme nicht leicht mehr also zu finden ist, indeme er mir meine fäller mit aller Khlarheit öffters vorgestellt und vill ihme schuldig bin, daß Villes verhindert in meinen jetzigen aller unglückseligsten umbständen (**Maria Theresia** verlor kurz vorher ihren Gatten) machts mir eine freud, um eine Thräne mit ihme zu vereinbahren, ich wußte sein Attachement vor unseren großen und liebsten Kaiser, ich zählte schon auff seine activität nicht allein, mich zu animiren, sondern auch die Laast leicht zu ma-

chen, alles dieses benihmt mir Gott auf einmahl, wie glücklich ist er, wie beneyde ich ihme, wir sind beede, liebste Haugwitz, zu bedauern, ich verlihre aber an ihren Herren noch eine grosse ministre und wahren Freund; wann mein unglückselige Person ihr zu einen Trost gereichen kann, so zähle sie und die Tochter völlig darauff, wann noch capable wäre, eine Consolation zu geniessen, so wäre dise, ihnen was nütz zu sein, mein erste Sorge wird bey meiner betrübeste ankunfft sein, ihr es werkthätig zu bezeigen und sey sie versichert, daß so lang noch mein mühseliges Leben führen soll, ich allezeit ihre getreueste und dankbahrste verbleiben werde.

Maria Theresia.

An
die Frau gräfin v. Haugwitz
gebohrne gr. Frankenberg.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Briefe der unvergeßlichen Monarchin, welcher die Erhabene, so ihn schrieb, nicht minder ehrt, als diejenigen, denen er geschrieben wurde, sind die beifolgenden Zeilen, der treue Spiegel ihrer edelmüthigen großen Seele. Sie meldete durch dieselben dem Altgrafen Anton Salm-Reifferscheid, Ritter des goldenen Vließes und Erzieher des Kronprinzen Josef, seine Ernennung zum Oberstkämmerer.

Vous êtes grand-chambellan. Mon bonheur et ma tranquilité en dependaient. Depuis dix-neuf ans que vous êtes auprès la personne de l'Empereur, vous avez toujours donné de marques d'integrité et d'attachement à lui. Eloignez de lui tous gens tracassiers et n'oubliez jamais, qu'étant maître de son coeur, vous avez le droit de lui dire la verité.

Marie Thérèse.

(Ihr seid Oberstkämmerer. Mein Glück und meine Ruhe hingen davon ab. Seit 19 Jahren, die Ihr um die Person des Kaisers seid, habt Ihr immer Beweise der Redlichkeit und Anhänglichkeit an ihn gegeben. Entfernet alle Stänker von ihm und vergesset niemals, daß Euch, als dem Wächter seines Herzens, das Recht zukommt, ihm die Wahrheit zu sagen).

Maria Theresia.

*

Es giebt Züge im Leben großer Regenten, welche von Mund zu Mund gehen, ohne eben tieferen Werth zu haben; andere verlieren sich, weil sie, obgleich vorzugsweise würdig, lebendigere Erinnerung, vielleicht weniger geräuschvoll ins Leben getreten sind. Zu diesen gehört nachstehende Thatsache. Johann Rautenstrauch, Lizentiat der Rechte, bald Herausgeber,

bald Mitarbeiter der bekannten Realzeitung und in den ersten Regierungsjahren Joseph II. einer der Vielen, welche Wien mit Tagesbroschüren im wahren Sinne des Wortes übeschwemmten, ist auch der Verfasser einer Biographie der Kaiserin **Maria Theresia**. Sie erschien 1779; die vorläufige Ankündigung hatte viel Erwartungen erregt, die Theilnahme war groß und allgemein. Wie es aber bei solchen Umständen häufig zu gehen pflegt, ging es auch hier, das Publikum fand sich getäuscht, desto bitterer war sein Tadel; öffentliche Stimmen erhoben sich, mehrere Flugschriften erschienen dagegen, keine war so beißend als die: „Nöthige Beilage zu der Rautenstrauchischen Biographie **Marie Thereslens**." Auf Verlangen vieler Patrioten Deutschlands herausgegeben von Fried. Just. Riedel, k. k. Rath und Mitgliede der k. k. Akademie der bildenden Künste (Wien Kurzböck 1780, 66. S., 8.)"

Wenn man auch den Ton durchaus nicht billigen kann, muß man doch die darin ausgesprochenen Rügen und Zurechtweisungen als verdient und der Wahrheit gemäß annerkennen. Rautenstrauch selbst hatte Frommageots Arbeit verworfen und mit großem Wortgepränge dargethan, daß sie des hohen Gegen-

standes unwürdig und voll Irrthümer, jeden Deutschen zu einem neuen Versuche auffordere. Nichts destoweniger war Frommageot seine Hauptquelle, — doch wir wollen Riedel darüber hören: „Herr Rautenstrauch hatte vor einigen Jahren den Frommageot in's Deutsche, der Himmel weis wie, übersetzt; jetzt wollte er ihn noch einmal unter einem andern Titel in's Geld übersetzen. Daß er unzählige grobe Fehler gemacht hatte, war ihm zwar von guten Freunden gesagt worden; aber alle die Fehler hatte er wieder vergessen, bis auf einen einzigen. (Il (Lecteur de Bavière) conclut à Fuessen un Traité avec Marie Thérèse hatte er gedolmetscht:" er schloß zu den Füßen **Marie Theresiens** einen Traktat.") Diesen einzigen Fehler strich er aus und glaubte nun, sein Frommageot sei so ehrlich, als zuvor. Indessen, weil er den Titel des Buches verändern wollte, mußte er doch ein Paar andere Bücher zum Plündern haben. Nachdem er also das erste Viertheil seines Originalwerks aus dem Frommageot abgeschrieben, so schrieb er das zweite Viertheil aus dem Benzler ab und versetzte es noch immer mit starken Dosen aus dem Frommageot, der ihm geläufiger war. Das dritte Viertheil entlehnte er aus Bourscheid, aber ohne Wissen

und Willen desselben, und das übrige nahm er aus zwei oder drei Zeitungen und französischen Anecdoten-Sammlungen. Auf diese Art endigte er sein ürsprünglich deutsches Werk, von welchem das Wenigste den Deutschen und nicht zehn Seiten sein eigen gehörten, welche letztere man aber, beim Vater Pan! nie verkennen wird. Den Ton der Schriftsteller beibehalten, heißt beim Herrn Rautenstrauch nichts anders, als ganz getreu und ohne Anstrengung irgend einer Seelenkraft, blos mit der Hand seinen Auctor von Wort zu Wort abschreiben. Nach dieser vorläufigen Einleitung geht Riedel auf die Gebrechen selbst über und deckt sie, wie recht und billig, ohne Schonung auf. Ihre Zahl ist Legion und man muß in der That staunen, wie ein Mensch, dem es selbst an den nöthigsten, historischen und geographischen Vorkenntnissen fehlte, mit so kecker Zuversicht ein solches Werk in die Welt schicken konnte. Die verdiente Züchtigung wurde auch überall mit großem Beifall aufgenommen, der Witz und ernste Tadel sprachen sich unverholen in den Gesellschaften aus. Offenbar befand sich dadurch Rautenstrauch in einer sehr mißlichen Lage. Der Weg der Oeffentlichkeit schien nicht rathsam, weil seine Sache eine erwiesen verunglückte und die Gefahr, den litera-

rischen Ruf ganz zu verlieren, allzudrohend war. Der schlaue Lizentiat der Rechte verfiel daher auf ein anderes Mittel, seinen Gegner zu vernichten, er wagte es, die Klage vor den allerhöchsten Thron zu bringen und um Beschlagnahme und Vernichtung der „Nöthigen Beilage" zu bitten. Die große **Maria Theresia** aber erließ nachstehende Resolution:

„Rautenstrauch soll seine Privathändel mit jenen des Staates nicht vermengen. Sind die ihm von Riedel gemachten Vorwürfe gegründet, so hat er solche und noch ein mehreres verdient. Sind sie nicht gegründet, so zeige er es dem Publico und beschäme dadurch seinen Gegner als einen Verläumder. Diese meine Resolution ist beiden Theilen bekannt zu machen und der Verkauf des Riedel'schen Drucks ohne alles Bedenken zu gestatten."

Maria Theresia.

Wir bemerken nur noch, daß Rautenstrauch auf einige Aeußerungen in Riedel's Schrift seine Hoffnung gebaut — die Entschließung der Kaiserin bedarf keines Commentars.

*

Bald nach dem Abschluße des Hubertsburger Friedens sprach man in der Kammer der Kaiserin über etwas, das den siebenjährigen Krieg betraf. Graf Neip-

perk, damals Hofkriegsraths-Präsident war auch zugegen, beobachtete aber ein tiefes Stillschweigen, doch plötzlich traten ihm Thränen in die Augen, die er vergebens zu verbergen suchte und verwundernd fragte ihn **M. Theresia**, was ihm fehle? — „Eigentlich jetzt nichts, Euer Majestät. Aber ich gestehe, daß ich nie ohne eine wehmüthige Empfindung von diesem Kriege reden höre, da ich mich immer als dessen Ursache betrachte." — „Er sich? Wie ist das möglich?" — „Sehr natürlich, Euer Majestät, denn hätte ich nicht das Treffen bei Wollwitz verloren, so würde es wahrscheinlich nie zu dem letzten Kriege gekommen sein."

*

Graf Christiani, der Sohn eines Müllers aus dem Gebiethe von Piacenza, Schreiber bei einem Prokurator und Dorfrichter, hatte im Namen seiner Bauern bei dem Präsidenten Carl's VI. zu Mailand einen Vertrag zu machen und gefiel dem Minister so wohl, daß ihm dieser eine Stelle in seinem Kabinete anbot. Nachdem er hier einige Zeit gearbeitet hatte, wurde er zu verschiedenen Gesandtschaftsreisen verwendet, wobei er sich so sehr auszeichnete, daß ihn beinahe alle europäischen Höfe in Angelegenheiten Oest-

reichs bei sich sahen. Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn die Kaiserin Königin zum Präsidenten des Finanzwesens ihrer Erbstaaten in Italien, mit dem Titel eines Kanzlers, in welcher Stelle er den 10. Juli 1758 zu Mailand starb.

In den letzten Tagen seines Lebens erhielt er von der Monarchin ein langes, eigenhändiges Schreiben, worin sie bat, mit Hintansetzung aller Geschäfte, nur für die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu sorgen und sich ihr und dem Staate zu erhalten. „Der Verlust einer halben Armee," schloß das Schreiben, „würde mir weniger empfindlich sein, als der Eurige. Seid übrigens unbesorgt wegen Eurer Kinder. Sie sollen in jedem Falle eine Mutter an mir finden, welche mehr für sie thun wird, als der zärtlichste Vater wünschen kann." —

Graf Christiani hinterließ in Beziehung auf seine Stelle und geführte gute Wirthschaft ein sehr mittelmäßiges Vermögen, aber die vortreffliche Kaiserin hielt reichlich ihre gnädige Zusage.

(S. Memoires sur l'Italie par M. G. tome. I. p. 142.)

*

Als sich die Kaiserin 1765 zu Laxenburg aufhielt, empfing sie eine Botschaft von Seite einer hundert und

achtjährigen Frau, welche, während mehreren Jahren, es niemals versäumt hatte, sich am Gründonnerstage einzufinden, um unter der Zahl der Armen, denen ihre kaiserliche Majestät die Füße wusch, zu sein. Seit zwei Jahren hatte sie ihre Altersschwäche verhindert, sich in's Schloß zu begeben, sie ließ es der Kaiserin sagen, daß sie es lebhaft bedauere, sich bei dieser frommen Handlung nicht einfinden zu können, nicht der Ehre halber, die sie dort genösse, wohl aber, weil sie des Glückes entbehre, eine angebetete Monarchin zu sehen. Die Kaiserin, gerührt durch die Botschaft und die Gefühle dieser guten Frau, begab sich in das Dorf, wo diese wohnte und fand es nicht unter ihrer Würde, eine elende Hütte zu betreten, wo sie die von den Altersgebrechen behaftete Frau in ihrem Bette liegend fand. „Ihr bedauert es, mich nicht gesehen zu habe," sagte mit unaussprechlicher Güte die edle Fürstin, „tröstet Euch, meine Gute! ich komme, Euch zu sehen." Man muß sich nur das Staunen der Alten vorstellen, als sie die Kaiserin erblickte! Ihre Augen waren in Thränen gebadet, ihr Mund geöffnet, sie konnte kein Wort hervorbringen, sondern hielt ihre gefalteten und zitternden

Hände der Kaiserin entgegen, welche sie als einen Engel des Himmels betrachtete. Die Kaiserin war gerührt durch diesen Anblick und verließ nach einiger Zeit die Hütte, nachdem sie eine Summe Geldes zurückgelassen, um alle Sorgen, die ein so hohes Alter mit sich brachte, befriedigen zu können.

(Siehe Fromageots Annales du regne de M. Thérèse. p. 212)

*

Als **Maria Theresia** mit der Erzherzogin, nachmaligen Königin Frankreich's, Marie Antoinette Josephe in andern Umständen war, wettete sie mit dem Abbé Metastasio, daß sie keinem Knaben bekommen würde; der Abbé wettete das Gegentheil und behauptete sogar, sie würde zwei Erzherzogen das Leben geben. Die Kaiserin war mit ihrer Wette sehr beschäftiget und ließ dem Abbé sogleich anzeigen, daß sie gewonnen hätte. Metastasio nahm sich nur so viel Zeit, als nöthig war, das machen zu lassen, womit er seine Wette zu bezahlen gedachte und an demselben Abend fand die Kaiserin auf ihrem Bureau eine hübsche, kleine Figur von Sevres-Biscuit; sie

stellte einen knieenden Schäfer vor, der in der Hand ein Papier hielt, auf welchem folgende Verse standen:

Io perdei: l'augusta figlia
A pagar mi ha condamnato;
Mà s'eres à voi somiglia,
Tutto il mundo ha guadagnato.

(Ich habe verloren; die erhabene Tochter hat mich zum Zahlen verurtheilt. Aber wenn sie Ihnen ähnlich ist, so gewinnt die ganze Welt.)

(Siehe: Memoiren über d. Restauration von d. Herzogin von Abrantes. Leipzig 1836. Bd. I. p. 55.)

*

Man weiß, daß der Schwärmer Gaßner, der fast aus allen Hauptstädten Europas verwiesen wurde, endlich in den Staaten der Kaiserin **Maria Theresia** Zuflucht und Schutz fand. Sie sprach gern mit diesem Menschen und glaubte selbst etwas an das, was er sagte, denn gleich allen ausgezeichneten Menschen war sie abergläubisch. Eines Tages, als sie in dem Zimmer der Erzherzoginnen war, wohin Gaßner sie begleitet hatte, nahm sie ihre jüngste Tochter,

die Prinzessin Marie Antoinette, auf den Arm und streichelte ihren hübschen, blonden Kopf. — „Sagen Sie mir das Geschick dieses kleinen Kopfes da!" rief die Kaiserin lachend Gaßner zu. Dieser antwortete nichts. „Nun, Gaßner, wollen Sie es mir nicht sagen!" fuhr die Kaiserin fort, und sah den Schwärmer dabei an. Er hatte die Augen gesenkt und schwieg, aber er war blaß und schien zu leiden. **Maria Theresia** legte die Prinzessin wieder in die Wiege, eilte auf Gaßner zu und rief: „Sagen Sie mir auf der Stelle, was Sie an dem Kinde sehen!" — Doch der Schwärmer schwieg noch immer und sein Schweigen hatte was Entsetzliches. Endlich als er die Unruhe der Kaiserin sah, faltete er die Hände, erhob sie zum Himmel, betete, verneigte sich dann vor der Kaiserin und sagte mit leiser Stimme: „Es gibt Kreuz für den Fürsten, wie für den Armen!" — **Maria Theresia** athmete auf. — „Ist es weiter nichts," sagte die Mutter beruhigt. „Mein Gott, ich habe auch lange Zeit mein schweres Kreuz getragen, doch ich hoffe meinem geliebten Kinde die Mühen des Lebens erspart zu haben." — Ach, die gute Kaiserin ahnte wohl

nicht, daß das Kreuz ihrer Tochter Schmach und Schaffot war.

(ibidem Bd I. p. 56.)

*

Als die Kaiserin einst in das Kadetenstift kam, und den Director fragte: Welcher aus diesen, meinen lieben Söhnen führt sich am besten auf? so war die Antwort: „Ihre Majestät, sie führen sich alle gut auf, der junge Vukassovich aber am mannbarsten." Dieß auch die Exerciermeister. „Und das alles ist," sagte die Monarchin, „dieser junge, schöne Dalmatiner! **à propos**, ich möchte ihn fechten sehen, nehme er daß Rapier." — So unkriegerisch er vorher vor der Monarchin stand, so majestätisch ward sein Antlitz, als er das Rapier ergriffen und sich in Positur gesetzt hatte, da er denn fast über alle Uebrigen den Sieg davon getragen hatte. Der Sieger erhielt darauf von der Monarchin 12 Ducaten und da sie in 14 Tagen wieder kam und ihn vorrufen ließ, so bezeigte er sich kleinmüthig und zitterte. Lächelnd sagte die Monarchin: „Hat er etwa das Geld verspielt, wo hat er es?" — worauf er erwiederte, daß er es seinem armen Vater geschickt habe. Kaiserin: Wer ist denn sein Vater? —

Vukassovich. „Mein Vater war Lieutenant, hat resignirt und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien; ich glaubte von der Gnade Euer Majestät keinen besseren Gebrauch, als zur Unterstützung meines armen Vaters, machen zu können." — „Edler Knabe," sagte hierauf voll Verwunderung die gerührte Landesmutter, „geschwind nehme er Dinte, Feder und Papier, und schreibe er:

Liebster Herr Vater!

„Diesen Brief, den ich Ihnen hier schreibe, dictirt „mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß, „und besonders meine kindliche Liebe gegen den armen „Vater, haben der Landesfürstin so wohl gefallen, daß „der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche „Pension von 200 fl. bekommen wird und ich so eben „wieder ein Geschenk von 24 Ducaten erhalte."

(In Geißler's Sammlung über Josef II. befindlich.)

Anmerkung.

Mehreres über die Kaiserin **Maria Theresia** wird im 5. Bande dieser Sammlung folgen, der unter dem Titel: **„Habsburg's Frauenkranz"** die Fortsetzung der vier ersten Bände bilden wird.

Ende des zweiten Bandes.

Bei

J. Stöckholzer von Hirschfeld

in Wien

erschienen ferner nachstehende interessante Schriften.

Albrecht. Die Taboriten vor Brünn. Histor. romant. Erzähl. mit Federzeichnung. 1845.

Amon, A. K. Wendelin der Raubritter, oder der unbekannte Rächer. Mit Kupf. 1844.

Arming, Fried. Wilh. Novellen. 2 Bde. 1844.

Inhalt. I. Bd.: Die Thalmänner. — **Il caro Sassone.** — Wie das Glück will. II. Bd.: Die Ladislaiden. — Das **Benedictus qui venit.** — Wie ich zu einer Frau kam.

— — Kreuz und Halbmond. Hist. Roman. 2 Bde. 2. Auflage. 1846.

Audersky, A. Religiöse Funken, erzeugt auf dem Herde frommer Gesinnung. Gebetbuch für gebild. Katholiken höherer Stände. M. Kupf. 1847.

Bauer, Edmund. Novellen. 1846. Inhalt: Die Sängerin. — Des Tory Tochter. — Die Doppelwunde.

Bachmann, J. A. Waldmüllers Röschen. Kriminalgesch. neuer Zeit. M. Kupf. 1842.

Boritz, C. Die Höllenbrüder im Wienerwalde, oder der Zweikampf in der Ahnengruft. M. Kupf. 1845.

Breier, Ed. Der Gezeichnete. Histor. Roman in 3 Bänden. 1845.

— — Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus d. 16. Jahrhundert, 2 Bde. 1845.

— — Wien vor 400 Jahren. Historischer Roman. 2 Bde. 1846.

— — Die Hußiten in Luditz. Histor. Roman. 1843.

— — Der Fluch des Rabbi. Sittengemälde aus d. 16. Jahrhundert. 2. Auflage. 1845.

— — Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Historischer Roman. 2. Auflage. 1845.

— — Waldfräulein, oder Ritter und Adept. Romant. Sagenbild d. Vorzeit. 1844.

— — Der Königsenkel. Die Schlacht bei Mohács. 2. Auflage. 1845.

Bellarosa, L. Astrubal der Löwenkopf, oder die Riesenschlacht bei Wiener-Neustadt, mit Kupfer. 1841.

Bellarosa, L. Der Teufelsmüller, oder der Sturz der Ritter des Höllenbundes, m. Kpf. 1842.

— — Else die Wandlerin, oder die Geisterburg im Thale der Untreue. 2 Thle. mit Kupf. 1845.

Bornau, F., Sympathien. Roman. 1846.

Elmar, C. Liebesrosen. (Novellen.) 2 Bde. 1845. Inhalt. I. Bd.: Der Liebe Lohn. — Diana. — Das Grab d. Armen. II. Bd. Johanna. — Der Fluch eines Briefes. — Letzte Hoffnung. — Nicht erkannt.

— — Goldteufel, oder ein Abentheuer in Amerika. Romant. komisch. Gemälde in 3 Akten. 1846.

Enders, J. U. Der kleine Universalfabrikant. 2. Auflage. 1836.

— — Die deutsche Buchhaltung ꝛc. ꝛc. 1846.

Feuchtersleben, Ernst Freihr. von. Beiträge zur Literatur, Kunst- und Lebenstheorie. 2. Aufl. 1841.

Feuchtersleben, Ernst Freihr. v. Lebensblätter. 2. Aufl. 1835.

Fürstedler, L. Frühlingsträume. Novellen. 2. Bde. 1845.

Garlieb, U. Octavio und Brunella, oder die Ruinen des Heidenschlosses, mit Kupfer 1844.

Julii Caesarii, commentarii de bello civile. Mit Wort- und Sacherläuterungen von Hohler. 2. verbesserte Aufl. 1843.

Julius. Die Sprache der Blumen und deren Deutung. Vollständige Ausgabe. (409 sinnige, poetische Blumenverse.) 1844.

— — Die Blumenspende. (Stammbuchs-Aufsätze und geistreiche Stellen aus d. besten u. neuesten deutschen Schriftstellern.) 2. vermehrte Auflage. 1846.

Loritza, C. Napoleon. Anecdoten, Characterzüge ꝛc. aus dem Leben Napoleons, von der Jugend bis zum Tode ꝛc., 4 Bände. 2. Auflage 1846.

— — Habsburg. Anecdoten, Characterzüge ꝛc. der Fürsten aus dem Hause Habsburg, von Rudolf d. Habsburger, bis Kaiser Franz II. (1835.) 4 Bände. 1847.

— — Habsburgs Frauenkranz. Fortsetz. des vorigen Werkes (5., 6. Band,) 2 Bde. 1837.

— — Bilder und Erinnerungen aus Tyrol. 1809. 2 Bände. 1837.

Mannbach, J. A. Kuno der Wilde, oder das rächende Vehmgericht. Rittergeschichte, mit Kupf. 1845.

— — Der schwarze Jan von Tachau, oder die Räuberhöhle bei Falkenau. 2 Bde. mit Kupf. 1845.

— — Berthold von Aarburg, oder die Schanderthat in der Todtengruft, m. Kupf. 1841.

— — Adelmar v. Rauhenstein, oder das Blutbad im Helenenthale bei Baden, m. Kupf. 1841.

— — Jaroslaus v. Königsgab oder die Todesbrüder auf Schreckenstein, mit Kupf. 1841.

— — Die räthselhafte Alte, oder die Todtenhöhle bei Sievering. 2 Bde. m. Kupf. 1840.

Mirani, J. H. Historisch- romantische Erzählungen aus Böhmens Vorzeit. 2 Bde. m. Kupf. 1845.

Mühlböck, R. Fernando v. Alcantara, oder das Schreckenshorn um Mitternacht, m. Kupf. 1841.

— — Carl R. Mathematisch- technisches Handbuch der gesammten Baukunst, 4 Thle. in 3 Bden., m. 435 Abbildungen, gr. 8. 1842. Herabgesetzter Preis, nur 5 fl. 20 kr.

Müllner R. Ein neuer **Don Quixote**. Komisch-satyr. Roman mit 4 Illustrationen, von J. P. Lyser. 1847.

Opitz, Therese. Sammlung der besten, neuesten Jugendschriften aus dem Französischen. 1. Bdchen: **Adolf d. kleine Oekonom.** 1845. 2. Bdchen: **Gustav der kleine Blumengärtner.** 1846. (Beide Erzählungen sind von Fräulein v. Tremadeure.)

Satori, J. (Johanna Neumann.) **Benoni.** Roman. 1847.

Schilling, A. Satyrische Anklänge. (Gedichte.) 2. Auflage. 1842.

Schönstein, Gustav. **Das gratulirende Kind.** Glückwünsche in 4 Sprachen zu allen Gelegenheiten an verschiedene Personen. 1847.

Seidlitz, Jul. **Neue Novellen.** 2 Bände. 1845.

Sternfeld, Joh. v. (k. k. Oberst.) **Gemeinnütz. Schwitzmaschine, statt der so beschwerlichen, die Heilung so verzögernden Schweißpresse der Kalt-Wasser-Kur.** M. Abbild. 1845.

Strahl, Ad. **Erlebnisse eines Touristen in Sizilien und Italien.** 2. Aufl. 1841.

— — **Das alte und d. neue Griechenland.** Eine Parallele, gezogen auf einer Reise nach Athen und der Morea. 2. Aufl. 1841.

Straube, Em. **Gesammtschriften.** (Historische Novellen und Erzählungen.)

I. Band: **Die Pest in Wien.** Historische

Novelle. 1842. Mit dem Porträt d. Verfassers.
II. Band: **Die Schweden vor Brünn.** Histor. Novelle. 1843.
III. Band: **Die Nemesis.** Novelle. 1844.
IV. V. Band: **Der Krüppel von Verona.** Novelle in 2 Bdn. 2. verbesserte Auflage. 1845.
VI. VII. Band: Novellen u. Erzählungen. 1845.

Thurnberg, Marie v. Die graue Schwester. Roman. 2 Bde. 1846.

— — **Novellen und Erzählungen.** 4 Thle. 1844. I. Theil. **Der Kerker in Gastein.** Novelle. II. Theil. **Amalie.** Wahre Geschichte. **Die Säusenberger-Klamm.** Erzähl. III. IV. Theil: **Des Fischers Tochter.** Erzähl., 2 Theile.

— — **Der Jungfrau schönstes Ziel.** Die Bestimmung der Jungfrau ꝛc. ꝛc. 2. verbess. und vermehrte Aufl. 1846.

Violen. Novellen und Erzählungen, Genrebilder ꝛc. ꝛc. von den beliebtesten Schriftstellern. 2 Bde. m. Kupf. 1841.

Vorleser, der. Kriminalgeschichten, Erzählungen, Novellen, Sagen ꝛc. ꝛc. 2. Aufl. m. Kupf.

Willibald, J. K. Der falsche Bräutigam, oder: die Zigeuner im Tilln-Walde. Eine Dorfgeschichte, mit Federzeichnung. 2. Aufl. 1845.

In gleichem Verlage sind noch erschienen und zu haben:

Eduard Breier's Schriften:

Der Gezeichnete. Historischer Roman. 3 Bände.

Wien vor 400 Jahren. Histor. Roman. 2 Bde.

Die Sendung des Rabbi. Romantisches Zeit und Sittengemälde.

Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Historischer Roman.

Die Hußiten in Luditz. Historischer Roman.

Der Fluch des Rabbi. Ein Sittengemälde.

Der Königsenkel. Die Schlacht bei Mohács. Historisch-romantische Erzählungen.

Waldfräulein oder Ritter und Adept. Romantisches Sagenbild der Vorzeit.

Emanuel Straube's Schriften:

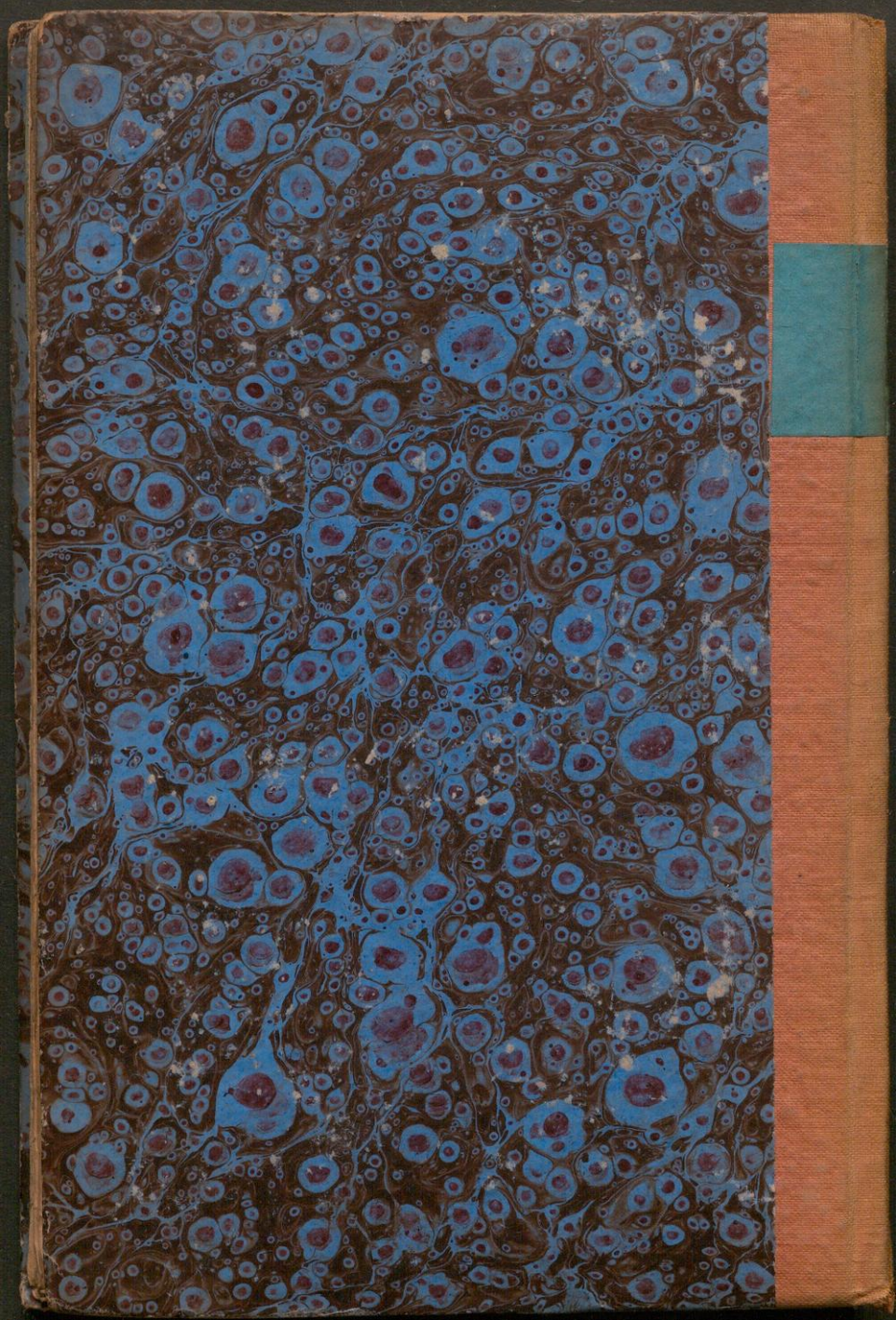
1—7. Band:

I. Band: **Die Pest in Wien.**

II. — **Die Schweden vor Brünn.**

III. — **Die Nemesis.**

IV. V. — **Der Krüppel von Verona.** 2 Bde. 2te verbesserte Auflage.

VI. VII. — **Kleeblätter.** Gesammelte Novellen und Erzählungen.

(Werden fortgesetzt.)